SCHRIFTEN ZUR ANGEWANDTEN SEELENKUNDE
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. SIGM. FREUD
FÜNFZEHNTES HEFT

AUS DEM SEELENLEBEN DES KINDES

EINE PSYCHOANALYTISCHE STUDIE.

VON

DR. H. VON HUG-HELLMUTH.

LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE
1913.

Verlags-Nr. 2080.

SCHRIFTEN ZUR ANGEWANDTEN SEELENKUNDE
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. SIGM. FREUD
FÜNFZEHNTES HEFT

AUS DEM SEELENLEBEN DES KINDES.

EINE PSYCHOANALYTISCHE STUDIE

VON

DR. H. VON HUG-HELLMUTH.

LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE
1913.

Verlags-Nr. 2080.

K. u. K. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

Inhaltsangabe.

Wollt ihr die Kinder treu behüten,
Laßt eure Sorge Liebe sein.

A. Traeger.

Einleitung.

Es mangelt in der psychologischen Literatur nicht an größeren und kleineren Werken über das Seelenleben des Kindes. Wenn ich es trotzdem unternehme, die ohnehin beträchtliche Zahl derselben noch zu vermehren, so liegt der Grund hiefür darin, daß in fast allen vorliegenden Arbeiten gerade die Seite des menschlichen Lebens unberührt bleibt, die in der Kindheit zumindest keine geringere Rolle spielt als im Leben der Erwachsenen. Es ist das sexuelle Moment, das trotz der Vordringlichkeit, mit der es sich bemerkbar macht, von den Autoren übersehen oder mit Stillschweigen übergangen wird. Sie behandeln die intellektuelle, emotionelle, voluntaristische Entwicklung des Kindes auf Grund genauest geführter Tagebücher, wie einzelner besonders bemerkenswerter Beobachtungen in erschöpfendem Maße; Statistiken belehren uns über den Gang dieser Entwicklungsrichtungen in den verschiedenen Lebensaltern des Kindes, zeigen uns die Differenzierung des psychischen Werdeganges durch den Einfluß des Geschlechtes, aber man läßt diesen Faktor erst für die Zeit der Pubertät gelten. Haben auch die genialen Lehren Freuds in einem kleinen Kreise von Fachmännern und in der Welt der gebildeten Laien mächtig Wurzel geschlagen, soweit sie von der Psyche des Erwachsenen handeln, so tritt doch hier wie dort ein heftiger Widerstand zu Tage, sobald das Kind mit einbezogen erscheint in die Gesetzmäßigkeit dieser Theorie; das kleine Kind gilt als asexuell, mögen die Äußerungen seines Geschlechtstriebes eine noch so beredte Sprache führen. Solche spontane Kundgebungen werden in der Regel von den Eltern als an-

stößig verheimlicht oder als krankhaftes Symptom behandelt. Man sträubt sich, keimen zu sehen, was als entwickelten Trieb doch keiner missen kann ohne die schwerste psychische Schädigung.

Diese ablehnende Haltung entstammt zum großen Teil der zu engen Auffassung des Begriffes Sexualität. Insofern wir sie nur als Mittel zur Fortpflanzung anerkennen wollen, ist freilich kein Raum für sie im Leben des Kindes; fassen wir aber alle Komponenten des Sexualtriebes ins Auge, wie sie uns die tägliche Erfahrung in der Kinderstube bietet, so ist damit die Erweiterung des Begriffes gegeben, wie er der Freudschen Auffassung entspricht.

In den »Drei Abhandlungen zur Sexual-Theorie« bezeichnet Freud die infantile Amnesie als einen der Gründe für die auffallende Außerachtlassung des sexuellen Moments in den Schriften über das Seelenleben des Kindes, als einen anderen ein absichtliches Übergehen dieser Triebäußerungen seitens der Autoren, veranlaßt durch konventionelle Rücksichten infolge ihrer eigenen Erziehung. Es ist in der Tat kaum anzunehmen, daß Forschern wie Preyer, Stern u. a. wirklich alle sexuellen Regungen der von ihnen beobachteten Kinder entgangen wären, da dieselben doch deutlich genug hervortraten. In dem Kapitel über die »Erinnerung« werde ich Gelegenheit haben nachzuweisen, wie die gefühlsstärksten Erinnerungen der Kindheit stets an Erlebnissen haften, die wir im weitesten Sinne als sexuell-erotisch bezeichnen dürfen. Und eben um dieses Charakters willen werden sie höchstens in der frühesten Jugend bewahrt, später aber ganz oder mindestens in den verpönten Teilen der Vergessenheit preisgegeben. So bleibt nur ein loses Stückwerk erhalten, das uns leicht über die sexuelle Natur kindlichen Empfindens und Fühlens täuscht.

Wenn wir das Kind in seinem seelischen Werden beobachten, wie es wirklich empfindet, fühlt und denkt, so müssen wir eine Reihe von Äußerungen seines Geistes- und Gemütslebens verzeichnen, über die wir in Büchern vergeblich nach Aufschluß forschen. In kaum einer wissenschaftlichen Dar-

stellung finden wir eine Bemerkung darüber, welches Interesse das Kind den wichtigsten Funktionen des Leibes und den von der Natur damit betrauten Organen entgegenbringt, wie intensiv es sich schon mit zwei bis drei Jahren etwa mit dem Problem der Nacktheit und des Geschlechtes beschäftigt. Was jeder Kinderpflegerin wohlbekannte Tatsachen sind, das übergeht die Wissenschaft mit nachsichtiger Vornehmheit und übersieht dabei die Urquellen, aus denen dem Charakter die Kräfte des Entfaltens fließen. Die psychoanalytische Forschung hat nachgewiesen, wie Personen, die in ihrer Kindheit eine stark betonte Analerotik[1]) besaßen, ihre damals als anstößig verpönte Neigung in übergroße Reinlichkeit, Pedanterie, in zwangsmäßige Ordnungsliebe wandeln, wie andere, deren sexueller Wissensdrang auf unlauteren Wegen zur Wahrheit gedrungen, schwere psychische Schäden in ihrem Liebesleben[2]) erfuhren. Solche Umwandlungsprozesse sind unerklärlich, sobald man die kindlichen Erlebnisse und Emotionen auf diesen Gebieten außer acht läßt.

Solange also die pädologische Forschung den Maßstab des Erlaubten und Verpönten an die Äußerungen der kindlichen Seele legt, ist nicht zu erwarten, daß wir Wahrheit über ihre Entwicklung erfahren. Erst wenn die Kardinalforderung des psycho-analytischen Verfahrens, unbedingte kritiklose Offenheit, auch bei der Beobachtung des Kindes zu Rechte kommt, dann werden die Aufzeichnungen von ungeheurem Werte nicht allein für das Verständnis der Kinderseele werden, sondern auch weite Ausblicke gestatten ins psychische Erleben der Erwachsenen. Manches Rätselhafte, Unerklärliche wird eine befriedigende Antwort finden in der Aufdeckung der Beziehungen zwischen der reifen und der kindlichen Seele und wir werden, die verborgenen Quellen kennend, den reißenden Strom der Leidenschaften verstehen lernen. Erst dann, wenn die Wissenschaft des untrüglichsten Mittels, auf der Seele Urgrund zu schauen, der psycho-ana-

---

[1]) Freud, Charakter und Analerotik, Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre.

[2]) Freud, Zur Psychologie des Liebeslebens I. Die Objektwahl des Mannes.

lytischen Forschung sich zu bedienen, nicht mehr verschmäht, werden wir die unentwirrbaren Schriftzeichen, welche die Ereignisse der Seele eingraben, zu entziffern im stande sein. Wir werden unseren Kindern gerechtere Eltern, mildere Erzieher und Lehrer sein, wenn in das häßliche Dunkel mancher Seelenregungen das Licht der neuen Forschung leuchtet. Die Charakterfehler der Kinder, die den Eltern als unerträgliche Erniedrigung ihrer selbst erscheinen, die den Lehrer abstoßen und ihn nicht selten hart und unduldsam machen, werden wir als Folgen der irregeleiteten Sexualität des Kindes erkennen müssen. Es wird die Zeit kommen, da man, die ungeheure Tragweite der Bedeutung der Sexualität im menschlichen Leben anerkennend, ihr in der Erziehung der künftigen Generation ein Hauptaugenmerk zuwendet, indem man ihr die Stelle einräumt, die ihr kraft ihres Wesens und ihrer Stärke zukommt im Leben des Kindes. Erst aber müssen wir lernen, ihr Bestehen als eine in der Natur begründete Tatsache zu betrachten, wir müssen lernen, in den Äußerungen der infantilen Sexualität nichts Unzukömmliches und Unanständiges zu erblicken, sondern die notwendigen Vorläufer desjenigen Faktors, der unser reifes Leben zum Himmel oder zur Hölle macht, des Triebes, der in seiner Sublimierung die herrlichsten Kunstwerke schafft und die tiefsten Gedanken denkt.

Und nun noch ein Wort zur Anordnung des Stoffes in den vorliegenden Blättern. Unter den mannigfachen Einteilungsgründen, nach denen der eine Forscher die Neuerwerbungen auf den verschiedenen Sinnesgebieten in den Vordergrund stellt und nach dem »dummen Vierteljahr« von einem »Lächling, Sehling, Läufling, Greifling, Sprechling« handelt, der andere einfach das 1. Lebensjahr sondert vom Leben des kleinen Kindes (bis zum Abschlusse des 3. Jahres) und der späteren Kindheit, die schließlich durch die Pubertätszeit ihren Übergang findet zu den Jahren des Erwachsenen, zeigt sich auch der, das mächtigste Hilfsmittel der menschlichen Psyche, die Sprache, als Maß der seelischen Entwicklung zu benützen. So zweck-

mäßig diese Einteilung bei Untersuchungen rein sprach-psychologischen Charakters ist, so erscheint es mir bei allseitiger Betrachtung des psychischen Werdegangs des Kindes dienlicher, unter den entwicklungsfähigen Anlagen des Menschenkindes nicht gerade dem Sprachvermögen eine dominierende Stellung einzuräumen, sondern daß wir, dem Fingerzeig der Natur folgend, die einzelnen Perioden durch die sie charakterisierenden Tätigkeiten des Kindes voneinander unterscheiden in die Säuglings-, die Spiel- und die Lernzeit. Den zwei ersten Zeitabschnitten sind diese Blätter gewidmet.

Das Säuglingsalter, die Zeit, in welcher das psychische Leben vorzugsweise in der lust- und unlustvollen Reaktion auf die Vorgänge der Ernährung, die Körperpflege und den angemessenen Wechsel von Schlaf und Wachsein besteht, wird in den letzten Monaten des 1. Jahres zur Vorstufe für die zweite Hauptperiode, die Spielzeit. Diese umfaßt die Jahre, während derer dem Kinde bewußterweise alles zum Spiele und jedes Ding zum Spielzeug wird; sie umspannt die Zeit vom Ende des 1. Lebensjahres bis zum Eintritt in die Schule, dem bedeutsamsten Ereignisse im Leben des Kindes. Der erste Schultag ist ein Markstein im kindlichen Dasein, er führt das Kind aus der Welt der Kleinen in die Reihen der »großen, gescheiten« Lerngenossen; es erhebt sich in ihm ein starkes Selbstbewußtsein, das es beim ersten Schulgang die Schultasche mit Fibel und Tafel in stolzer Würde tragen läßt. In der Lernzeit muß das Spiel sein Primat abtreten an die Pflicht, diese vergoldend mit der leuchtenden Erinnerung froher Stunden und mit der Verheißung kommender Freuden. Sie beginnt mit dem »Frühauf« am ersten Schultage, wächst in gleichem Schritt mit der jungen Menschenseele, macht sie erstarken und reifen zum Kampfe des Lebens und führt sie zu innerer Freiheit. Das Spiel aber bleibt in dieser Rüstzeit der Seele der holde Begleiter des werdenden Menschen, wechselnd im Gewande, im Kerne sich treu; das phantastische Element, das Beleben und Wandeln jedes Dinges im Dienste des Vergnügens tritt von Jahr zu Jahr mehr zurück und macht

einerseits den Spielen des Ehrgeizes — sei es eine Überlegenheit an Körperkraft, sei es ein Überflügeln anderer an Geist — anderseits dem stilleren Vergnügen an den unsterblichen Schöpfungen der Dichter und der darstellenden Kunst Platz. Die Phantasie flüchtet sich in verborgene Winkel der Seele, wo die Wünsche der Reifezeit nach einem Ziele drängen. Die Pubertätsjahre mit ihrer ungestillten Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe, nach Freiheit und Größe bilden den Ausgang der Kindheit und zugleich die Schwelle zu dem Alter, in dem der Mensch allein und voll verantwortlich wird für sein Tun und Lassen. Diese dritte Periode, die Zeit des Lernens[1]), umfaßt die Schulzeit im eigentlichen Sinne und erstreckt sich über diese hinaus, in rein individuellem Verlaufe eine Grenze findend im unerwarteten Eintritte äußerer wie innerer Erlebnisse.

Trotz mancherlei Bedenken wählte ich, abweichend von den meisten Autoren, eine Gliederung des Stoffes nach den Hauptepochen der Kindheit. Ich bin mir wohl bewußt, bei dieser Art der Behandlung manches wiederholen zu müssen; aber mir scheint dieser Mangel durch einen größeren Vorteil aufgehoben zu werden: bei der Zusammenfassung der Entwicklungsgeschichte der infantilen Seele nach den Altersstufen gestaltet sich das Bild, das jede Periode für alle Komponenten des Erlebens und Reagierens bietet, zu einem einheitlichen, während jene Darstellungen, welche die einzelnen Gebiete psychischen Geschehens getrennt voneinander für die ganze Dauer der Kindheit behandeln, ein mühsames Gruppieren seitens des Lesers erfordert, will er sich einen Totaleindruck über eine bestimmte Lebensstufe schaffen.

Auch führe ich die einzelnen Kapitel über die Entwicklung der Sinnesfunktionen, des Intellekts, der Sprache, der Gefühle nur insoweit aus, als dies die Grundlage der Abhandlung, die geniale Theorie Freuds, erfordert. Hiebei bediene ich mich vorzüglich des Materials, das die Arbeiten

[1]) Die Behandlung dieses dritten Zeitabschnittes ist einer besonderen Arbeit vorbehalten.

von Preyer, Shinn, Scupin, Sully u. a. in reichstem Ausmaße enthalten; ja, ich benütze es mit Vorsatz, um dem Vorwurfe zu begegnen, in diesen Blättern seien nur solche seelische Entwicklungsgänge angeführt, die der ganz speziellen Veranlagung einzelner von der Norm abweichenden Kinder entsprechen. Anders bietet sich die Möglichkeit des Nachprüfens, wenn Aufzeichnungen im Lichte der Psychoanalyse besehen werden, welche von Forschern stammen, die wie Tiedemann, Darwin u. a. lange vor der Schöpfung der Freudschen Lehre gelebt haben, und von Zeitgenossen, die aber keineswegs auf Freudscher Basis stehen.

Die Säuglingszeit.

I. Die Sinnesfunktionen im Dienste des Gefühlslebens des Säuglings.

Das seelische Leben des Säuglings beginnt mit der Reaktion auf äußere Sinneseindrücke sowie auf Eindrücke aus der Körperfühlsphäre; Lust- und Unlustäußerungen lassen den Erwachsenen erkennen, daß dem Kinde gewisse Vorkommnisse in seiner Umgebung bereits zu Erlebnissen werden. Das Hinwenden des Blickes zum sonnenbeschienenen Fenster, das Zusammenzucken bei einem plötzlichen Geräusch, das suchende Tasten mit Lippen und Händen nach der ernährenden Mutterbrust sind trotz ihres teils automatischen, teils instinktiven Gepräges die ersten Anzeichen, daß der Neugeborene von der Umwelt Notiz nimmt. In der Apperzeption der Eindrücke durch den Säugling liegt schon der Keim psychischen Geschehens. Dem Blinzeln bei grellem Lichte folgt alsbald ein Schreien, dem Hinhorchen auf die Rodelschellen ein Ausdruck des Erstaunens, eine der primitivsten Gefühlsregungen des Kindes, dem Kratzen des Fingernagels auf Glas ein unwilliges Runzeln der Gesichtshaut; und sobald das erste Lächeln das Kinderantlitz verklärt, wird keine Mutter müde, diese Sonnenstrahlen der Freude auf den Zügen ihres Lieblings hervorzuzaubern durch all die kleinen Zärtlichkeiten und Locktöne, gegen die ein normales Kind schon in den ersten Lebensmonaten nicht fühllos bleibt. Ja selbst das Kindchen, dem wenig liebevolle Fürsorge zu teil wird, kräht bereits frühzeitig vergnügt in seinem Kissen, wenn Sonnenlicht und Wind ein bewegtes Schattenspiel auf die Decke seines Lagers zeichnen. Unermüdlich folgt das Auge dem steten Wechsel der Formen und die rhythmischen Bewegungen der Troddeln des Vorhanges an Wagen oder Körbchen bieten dem kleinen Wesen den ersten Ansporn zu Greifbewegungen.

Unter allen Sinnesempfindungen kommt in der ersten Lebenszeit keinen anderen so große Bedeutung für das Gefühlsleben zu wie den Muskelempfindungen; sie werden dem wenige Wochen, ja Tage alten Säugling zur unversiegbaren Quelle von Lust und Unlust. »Die ersten Lustempfindungen«, schreibt Compayré[1]), »entstammen der fortschreitenden maßvollen Übung der Sinnesorgane und der Befriedigung organischer Bedürfnisse.« Den Muskelsinn zu üben — sei es den Augenmuskel oder die Muskulatur der Arme und Beine — verursacht dem Säugling schon an und für sich Lust, die vorbereitet wurde im Mutterleibe durch Eigenbewegungen des kindlichen Körpers wie durch den Einfluß äußeren Druckes beim Gehen und bei anderen Bewegungen der Mutter. Hinter dem Volksglauben, daß Kinder besonders erotischer Natur seien, deren Mütter während der Gravidität den Sexualverkehr bis nahe zur Entbindung fortgesetzt haben, steckt mehr als bloßer Aberglaube. Nicht nur durch psychische Vererbung mag in ihnen eine starke Sexualität begründet sein, sondern auch rein physisch infolge der Erschütterungen des mütterlichen Uterus, die in dem kindlichen Organismus noch vor der vollständigen Reife primitivste Muskel- und Hautempfindungen ausgelöst haben. Diese physisch bedingte erhöhte Sexualempfindungs-Fähigkeit erstreckt sich gleicherweise auf Knaben wie Mädchen, während die psychische Vererbung bekanntlich in der Regel eine gekreuzte ist. Wenn diese Annahme sich als richtig erweist, so wäre die Haut- und Muskelerotik die ursprünglichste Form sexuellen Empfindens. Daß sie in der Tat schon in den allerersten Tagen in unverkennbarer Weise zu Tage tritt, zeigt sich in den starken Kratzgelüsten vieler Säuglinge. So berichtet das Ehepaar Scupin[2]) von seinem Söhnchen, wie es am ersten Tage schon sein eigenes Gesicht zerkratzt und am zweiten seiner Großmutter, als diese sich zärtlich zu ihm herabneigte, empfindliche Kratzwunden beigebracht habe und die Fingerchen sich fest eingekrallt hätten. Im dritten

[1]) Compayré, Die Entwicklung der Kindesseele, pag. 133.

[2]) E. u. G. Scupin, Bubis erste Kindheit, Tageb. üb. d. seel. Entwicklung eines Kindes, I, pag. 8.

Monat[1]) zerrt und kratzt der Knabe seine eigenen Händchen, im achten bereitet es ihm große Wonne, in Vaters Bart zu zausen, und sein neuestes Spiel, das er nach den Worten seiner Eltern mit »Leidenschaft« betreibt, ist, nach deren Augen zu greifen. Was mit Leidenschaft geübt wird, hat stets einen erotischen Unterton, und tatsächlich fehlen dem Säugling, der in starker Muskelbetätigung eine Quelle von Lust findet, nicht die äußeren Anzeichen, die dem Erwachsenen als Merkmale sexueller Erregung wohlbekannt sind, der erhöhte Glanz der Augen, die geröteten Wangen. Das Kratzen mit den Fingernägeln ist eine der frühesten Leistungen der kindlichen Muskelkraft und tritt bei vielen Personen, nachdem es unter dem Einflusse der Erziehung bereits in den ersten Lebensjahren abgelegt erscheint, spontan im Geschlechtsakte wieder auf, wie sich denn überhaupt im normalen wie im perversen Liebesleben die lustbetonten Gepflogenheiten der frühesten Kindheit spiegeln. Es geht daraus hervor, daß das Kind bei all den Veranstaltungen, die es in freier Erfindung und zur Abwehr lästigen Zwanges ersinnt, ähnliche Gefühle erlebt haben muß, wie sie im reifen Menschen im Liebesgenuß erweckt werden. Einen klaren Beweis hiefür bietet der nachhaltige Einfluß des infantilen Wonnesaugens oder Ludelns auf die erotische Entwicklung; es ist bekannt, daß aus solchen Kindern Kußfeinschmecker[2]) und starke Raucher werden, auch daß sich insbesondere bei weiblichen Ludlern später eine große Naschhaftigkeit entwickelt, die erlischt oder mindest stark zurücktritt, wenn der normale Geschlechtsverkehr aufgenommen wird. Charakteristischerweise ist die Beziehung zwischen Naschwerk und Küssen fast in allen Sprachen durch gewisse Benennungen des ersteren, wie Busserl, baiser, baciucchio (eine Leckerei, sogenannt in der Gegend von Mailand), zu finden. Das Wonnesaugen am eigenen Körper oder an fremden Gegenständen nur als Instinktäußerungen zur Befriedigung des Hungergefühls gelten zu lassen, wie dies manche Forscher tun, scheint nicht zutreffend.

[1]) Scupin l. c. I, pag. 27.

[2]) Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.

Führen sie auch an, daß das Kind sofort zu saugen aufhört, wenn es gesättigt ist, so widerspricht dem die Tatsache, daß auch das satte Kind[1]) stundenlang mit zufriedenem Gesichtsausdruck an dem Gummipfropfen und sonstigen Veranstaltungen sinnreicher Pflegerinnen lutscht, indes es sofort zu schreiweinen beginnt, sobald ihm der Schnuller entgleitet; ebenso befriedigt ist es, wenn es Finger oder Zehe zu den Lippen führen kann, obwohl hierbei das Hungergefühl nicht gestillt wird. Es ist die Betätigung der erogenen Zonen, wie Lippen, Finger, Zehen, durch welche sich der Säugling Lust verschafft; und weil beim Lutschen am eigenen Körper das Kind sich nicht nur unabhängig macht von der Außenwelt, sondern der Lustgewinn durch die gleichzeitige Beteiligung zweier Partien des Leibes ein doppelter ist, halten die Ludler so zähe fest an ihrer Gewohnheit.

Preyer[2]) beobachtete beim Einführen des Fingers in den Mund eines Kindes, dessen Kopf eben erst aus dem mütterlichen Schoße getreten, und beim rhythmischen Reiben an der Zunge deutliche Saugbewegungen. In dieser besonders entwickelten Berührungsempfindlichkeit äußert sich vermutlich der Sexualtrieb in seinen ersten Anfängen; Preyer selbst schien das Kind nach dem Ausdrucke seiner Physiognomie »als aufs angenehmste berührt zu sein«. Diese Bemerkung findet ihre Bestätigung in der Anwendung eines nie versagenden Beruhigungsmittels des schreienden Säuglings. Wissen Kinderpflegerinnen doch recht gut, wie ihr Pflegling vom scheinbar grundlosen Schreien abläßt, wenn sie ihm den Finger in den Mund stecken und so Lippen und Gaumennerven kitzelnd erregen. Es ist dies bloß eine Variation vom Tun gewissenloser Kinderwärterinnen, die den Kitzelreiz direkt an den Genitalien des Kindes vornehmen, um dieses zu besänftigen und schließlich zum Schlafe zu bringen. Die Schule Freuds sieht in dem Lutschen oder Ludeln eine

[1]) Scupin a. a. O. I, pag. 8: 3. Mon. (10. Woche). »An die Unsitte des sog. Lutschpfropfens haben wir den Jungen erst gar nicht gewöhnt, dafür saugt er mit Vorliebe an den Fingern, steckt auch wohl die ganze Faust in den Mund, selbst wenn er eben erst getrunken hat.«

[2]) Preyer, Die Seele des Kindes, IV. Aufl. pag. 20 u. 65

früheste Äußerung des Sexualtriebes, bei welcher die Lippen die erotisch ausgezeichnete Zone bilden. Ich habe bei meinem Neffen wiederholt beobachtet, daß bei dem durch die ganze Nacht fortgesetzten Lutschen sich am Morgen an den Fingern der dem weiblichen Genitale spezifische Geruch bemerkbar macht, und diese Wahrnehmung haben mir mehrere Mütter bestätigt.[1]) Dieser Geruch dürfte durch die stundenlange Einwirkung des Speichels auf die Haut der Finger zustandekommen. Es scheint, als ob die Geruchsempfindung miteinbezogen ist in die durch das Ludeln erzeugte Lust; tatsächlich hat mein Neffe in seinem vierten Jahre, als versucht wurde, ihn von dieser Gewohnheit unter Hinweis auf den üblen Geruch des Fingers abzuhalten, erwidert: »O, das riech' ich gern!« Diese Bevorzugung stammt möglicherweise von Geruchserinnerungen an den uterinen Zustand her. Es steht diese Annahme in scheinbarem Widerspruch zur Ansicht vieler Forscher, die dem Säugling eine olfaktorische Empfindung in den ersten Tagen absprechen. Ich meine, er hat nur keine Gelegenheit, diesen speziellen bevorzugten Geruch während der ersten Lebenstage direkt wahrzunehmen; derselbe wird aber vielleicht beim Saugen an die Brust durch die Mischung von Speichel-, Milch- und Hautgeruch erzeugt. Es liegt die Vermutung nahe, daß die starke Bedeutung des Geruchsinnes im Liebesleben vieler Personen nicht allein auf intensive Analerotik im Kindesalter, sondern zum Teil auch auf das Wonnesaugen zurückzuführen ist; dafür spräche die besondere Bevorzugung der Kaprylgruppe seitens zahlreicher Personen, die wohl für die Genital-, nicht aber direkt für die Analzone in Betracht kommt. Für sie bleibt die Kaprylgruppe eine ausgezeichnete, ein mächtiger Stimulus ihrer Libido. Die häufig auftretende Gewohnheit ganz kleiner Kinder, ihr Gesicht in den Schoß

[1]) Nachstehendes Gespräch zweier Mütter über dieses Thema gebe ich als Beleg für meine Vermutung in unveränderter Form wieder: 1. Mutter: »Es ist ekelhaft, wie die Finger des Buben in der Frühe immer riechen; es ist, als ob er die ganze Nacht in Liebesgetändel mit einem Frauenzimmer verbracht hätte«. — 2. Mutter: »Aber ja, das kenn ich von meinem Ältesten; der hat morgens auch immer so geweiberlt an den Händen«.

oder die Achselhöhle Erwachsener zu pressen, scheint mit dieser Bevorzugung zusammenzuhängen; die gleiche Vorliebe zeigt sich bei jungen Hunden und Katzen und ist durch das Wohlgefühl der Wärme allein nicht zu erklären, da die Tierchen ihre behagliche Lage aufgeben müssen, um den Kopf in die Achselhöhle zu drücken.

Das Ludeln bietet schon dem Kinde in der Wiege einen Ersatz für die Verweigerung irgend einer begehrten Sache, es wird ihm zum Trostspender in jeder unmutsvollen Stimmung, in gleicher Weise wie in späteren Jahren die Freuden der Onanie häufig dann gesucht werden, wenn der Seele Bitternis und Kränkung widerfahren. Scupins Bubi[1]) entschädigt sich im achten Monat für die vorenthaltene mütterliche Brust durch Lutschen am Daumen der linken Hand, wodurch er sein »wütendes Geschrei« aufgibt, nur noch durch die Nase Laute der Unzufriedenheit ausstößt und »schließlich getröstet einschläft«. Er läßt sich dieses Vergnügen nicht rauben und Zorn und Eigensinn[2]) erwachen, sobald man versucht, seine vom Saugen roten aufgeschwemmten Daumen aus seinem Munde nehmen zu wollen. (Neunter Mon.) Im zehnten Monat[3]) ist »das Fingersaugen endgültig an Stelle des früheren Schreiens getreten, ist also ein Zeichen des Hungers sowohl als der Resignation; wenn nun dem Kinde ein Gegenstand verweigert wird, es schlafen gehen soll oder dgl., dann steckt es zum Trost den Finger in den Mund und nur noch sonderbare, durch die Nase ausgestoßene Laute tun in nicht mißzuverstehenderweise seine Unzufriedenheit, seine Entrüstung, seinen Schmerz kund.« Und aus dem elften Monat:[4]) »Alles Verbotene reizt den Jungen außerordentlich; sein Verlangen nach Messer, Schere, Geschirren ist gar intensiv, und wird ihm alles entzogen, so setzt er mitunter eine rührend resignierte Miene auf und steckt still seinen linken Daumen, der stets einige Bißwunden aufweist, in den

[1]) Scupin, l. c. I, S. 27.

[2]) Scupin, l. c. I, S. 29.

[3]) Scupin, l. c. I, S. 35.

[4]) Scupin, l. c. I, S. 42.

Mund.« Die Gewohnheit zahlreicher älterer Kinder, in Situationen der Verlegenheit, der Scham, oft auch des Trotzes einen Finger in den Mund zu stecken, oder an den Nägeln zu beißen, ist als Rest einstigen Lutschens aufzufassen; das momentane Unlustgefühl verlangt, wie einst durch das probate Mittel der Reizung erogener Zonen aufgehoben zu werden. Dem sexuellen Charakter des Lutschens entspricht es, daß dieses gleich dem Geschlechtsakte sich als ein vorzügliches Schlafmittel bewährt. Shinns Nichte[1]) bevorzugte im dritten Monat von der Mutter auf den rechten Arm genommen zu werden, damit sie ungestört am linken Daumen lutschen konnte, worauf sie dann unter den Zeichen größter Zufriedenheit einschlief. »In der Mitte dieses Monats gab man ihr einen kleinen geschlossenen Saugpfropfen aus Gummi, an dem sie nun lutschte wie bisher an den Fingern. Innerhalb acht Tagen vermochte sie schon diese Vorstellung des Saugens mit dem Einschlafen zu verknüpfen.« »Im sechsten Monat zeigte es sich, daß der Saugpfropfen einen zwingenden Einfluß auf den Schlaf ausübte.« Da das Kind, wie Shinn weiter berichtet, ohne den Lutscher nicht einschlafen mochte und auch während der Nacht, sobald ihm derselbe entglitten, stundenlang schrie, wollte die Mutter diese Gewohnheit wieder abstellen; doch erfolglos. »Das Kind muß dessen Benutzung sehr angenehm und deutlich empfunden haben. Vielleicht verknüpften sich damit besonders angenehme Empfindungen; denn als man in der letzten Hälfte dieses Monats zweimal den Gummisauger vor ihm in die Höhe hob, begrüßte es ihn frohlockend und zappelte mit Händen und Füßen. Dasselbe beobachtete ich bei anderen Babies, wenn sie ihr Saugfläschchen begrüßten.« Shinn knüpft daran die richtige Vermutung, daß das Vergnügen nicht allein der Nahrungsquelle gelte, aber sie führt ihre Ansicht nicht weiter aus. Nach meinen Beobachtungen an meinem Neffen kann ich sagen, daß der ganze Ausdruck seines Gesichts beim Lutschen, das er von der frühesten Zeit

[1]) M. W. Shinn, Körperliche und geistige Entwicklung eines Kindes, bearbeitet von W. Glabach und E. Weber, pag. 399, 401.

bis jetzt (im siebenten Lebensjahr) intensiv übt, deutlich den Stempel der sexuellen Erregtheit zu Beginn, der wohligen Erschlaffung beim allmählichen Einschlafen trägt. Gegen Ende des ersten Jahres kombinierte er das Lutschen am Daumen und dritten Finger der linken Hand mit gleichzeitigem rhythmischen Zupfen an der Bettdecke mit den Fingern der rechten Hand. Ich halte dafür, daß bei diesem Kinde diese Bewegungen ein Ersatz für onanistische Betätigung sind, da der Junge bereits in dem ersten Monat, sowie er entkleidet wurde, heftig an seinem Membrum zog. Die Säuglingsonanie ist eine viel bestrittene Tatsache, die doch kaum zu leugnen ist. Zumal Knaben beginnen damit frühzeitig infolge der Maßnahme der körperlichen Pflege und der für mechanische Reizungen leichten Zugänglichkeit der Genitalien, indes bei Mädchen durch die verborgenere Lage derselben es weit seltener zu manueller Masturbation im Säuglingsalter kommt; aber auch bei ihnen tritt sexuelle Erregung ein, dank der unvernünftigen Art der Säuglingsbekleidung; insbesondere ist der sogenannte Durchzug, ein Linnentüchlein, das das Wundliegen der Schenkel verhindern soll, geeignet, die stark erogene Genitalzone zu reizen, und das Zusammenpressen der Oberschenkel ist ja für das kleine Mädchen eine charakteristische Form der Selbstbefriedigung. Da Mütter und Pflegerinnen naturgemäß onanistische Handlungen des Säuglings immer wieder abzuwehren versuchen, verlegt dieser bald die Quelle der Lust an eine leichter zugängliche harmlosere Zone, den Mund; und es tritt das Ludeln als Ersatz für verbotenes Vergnügen auf. Es ist in dem Lutschen also nicht nur die früheste Betätigung der Lippenerotik, sondern auch eine erste Leistung der kindlichen Intelligenz zu erblicken. Eine Mutter berichtete mir von ihrem Knaben, daß er im Alter von sieben Monaten wiederholt unter listigen Blicken versucht hatte, zu onanieren, und sobald ihm dies verwehrt worden, mit deutlichem Trotz zum Ludeln seine Zuflucht nahm. Die oftmals allzuängstliche und mit schmerzhaftem Schlage verbundene Abstellung der Säuglingsonanie mag viel beitragen zur Entwicklung der Furcht, aber

auch der Verstellung und des Trotzes in der kindlichen Seele.

In unmittelbarem Zusammenhang mit den Maßnahmen der Kleinkinderpflege steht das Erwachen des Vergnügens am Nacktsein. Obwohl dem Kinde die Änderung der Temperatur beim Entkleiden wenig zusagt, so ist das Aufhören des Zwanges durch das Einschnüren so lustbetont, daß jenes Unlustgefühl kaum bemerkt wird. Ist doch dem Kinde im nackten Zustand die freieste Betätigung seiner Muskeln ermöglicht und es dürften die kitzelnden Berührungen der gelokkerten Wäsche an der Haut den auslösenden Reiz für das Zappeln und Strampeln der Glieder geben, das wieder als unbehinderte Freiheit lustvoll empfunden wird. Durch die mütterliche Fürsorge, mit der das kleine Kerlchen immer wieder zugedeckt wird, ist ihm reichlich Gelegenheit gegeben, den Hautreiz stets von neuem auf sich wirken zu lassen.[1]) Dazu kommt auch hier noch der erwachende Trotz, mit dem das Kind sich gegen den Willen der Mutter die lustvollste Lage behauptet. Ich hatte oft Gelegenheit zu beobachten, mit wieviel List mein Neffe in seinem elften Monate sich das Nacktsein erkämpft, wie er den Augenblick erspähte, da Mutter oder Wärterin sich abwandten, um die verhaßte Decke abzuschütteln und mit Wonne an den Zehen zu lutschen oder in irgend welche erreichbaren Körperpartien zu beißen.

Die unverkennbare Freude an der Nacktheit des eigenen Leibes ist eine der ersten und deutlichsten Äußerungen des infantilen Autoerotismus; aus ihr entwickeln sich, unterstützt von der Erogenität des Auges, Exhibitionismus und Schaulust der späteren Jahre, sie ist aber auch eine der Wurzeln des Narzißmus, der oft schon zu Ende des ersten Lebensjahres in kindlich unverstellter Form zu Tage tritt. Die Entfaltung dieser Triebe wird stark befördert durch die Maßnahmen der Erziehung; das Verbot, sich zu entblößen, wird zu oft von einem versteckten Lächeln des Mutterstolzes oder befriedigter unbewußter Schaulust der

[1]) Scupin l. c. I, pag. 4.

Erwachsenen begleitet, als daß nicht auch dem kleinsten Kinde daraus ein besonderer Reiz erwüchse. Es dehnt seine lustbetonten Erfahrungen bei dem harmlosen Spiele des Versteckens und Sich—Finden—Lassens auf alle Teile seines Körpers aus und es ist wohl der nachstehende, von mir beobachtete Fall kein Einzelfall: Ein Knabe von zehn Monaten mit dem seine Mutter »Guckguck« spielt, dabei jedesmal ein Tuch über den Kopf werfend, ahmt die mütterliche Tätigkeit getreulich nach, indem er bei jedem »Da-Da« das Hemdchen hochzieht, und dies mit um so vergnüglicherem Aufkreischen, je heftiger das »Pfui« der Mutter klingt. Dieses Spiel als unbewußte Exhibition aufzufassen, wird noch einleuchtender durch den Zusatz, daß es seit den ersten Lebenstagen dem Knäblein nicht an Bewunderung seines Körpers gefehlt und daß das Kind schon im sechsten Monat bei der Anwesenheit Fremder sich nicht eher zufrieden gab, als bis es entblößt vor den Gästen lag. Solche verfehlte Wege in der Erziehung werden häufiger eingeschlagen, als man glauben sollte, und die Entschuldigung der Eltern, das Kind verstehe es noch nicht besser, ist hier ebenso schlecht angebracht als wie für manche andere Unterlassungssünden der Erwachsenen gegenüber der Jugend.

Sowie das Kind beginnt, immer größere Herrschaft über seine jungen Glieder zu erlangen, wächst auch die Freude an den Bewegungen; das Selbstgefühl, der Ausfluß des infantilen Autoerotismus erwacht mit den ersten geglückten Versuchen des Sitzens, Stehens, Kriechens, Laufens. E. u. G. Scupin[1]) bemerken hiezu in der elften Lebenswoche ihres Kindes: »Seit einigen Tagen macht die Mutter mit dem Knaben Sitzübungen; es geht überraschend gut. Diese Übungen machen dem Kinde sichtlich Vergnügen, und es fordert dieselben häufig durch Schreien und Versuche sich aufzurichten«. Aus dem sechsten Monat:[2]) »Eine neue Lieblingsbewegung ist das Schaukeln des Oberkörpers. Mit einem wahren Schelmengesicht sitzt Bubi im Wagen, bückt sich nach vorn, stößt sich mit den

[1]) Scupin, l. c. I, S. 8.

[2]) Scupin, l. c. I, pag. 18.

Füßen ab und schnellt nach hinten; so schaukelt er mit sichtlichem Vergnügen unermüdlich vor und zurück. Auf Mutters Schoß sitzend, streckte er die Ärmchen nach den Metallgriffen des Wagens aus, ergriff sie, und durch Vor- und Rückwärtsschaukeln des Oberkörpers, gelegentlich auch durch Beugen und Strecken der Arme, schob er den Wagen auf und ab, nur dadurch unterstützt, daß die Mutter jeder seiner Bewegungen nachgab; dabei setzte er eine unglaublich geschmeichelte und lächerlich selbstgefällige Miene auf.« Das Bewußtsein einer physischen Kraftleistung bereitet dem Säugling ebensolche Wonne wie dem größeren Kinde und aus demselben heraus weist es frühzeitig fremde Unterstützung zurück; es genügt ihm die Anwesenheit Erwachsener, von denen ihm Hilfe beim Versagen der eigenen Kraft sicher ist, und die — dies ist der Kernpunkt — ihm gebührende Bewunderung zollen. Deshalb erlernt auch das Kind, dem sich liebevolle Sorgfalt widmet, den Gebrauch seiner Muskeln und Sinne um so viel früher und müheloser als das lässig betraute. Der hohe Reiz, den Schaukeln und Wiegen auf die jüngsten Kinder ausüben, liegt in der »Erzeugung sexueller Erregung durch rhythmische mechanische Erschütterungen des Körpers« (Freud). Das Wiegenkind empfindet die schaukelnde Bewegung seines Wagens so angenehm, daß es dabei häufig die ersten vergnügten Lallmonologe[1]) hält. Und das Jauchzen des Säuglings beim Auf- und Abschwenken, beim Hin- und Herkollern[2]) beweist im Vereine mit dem feuchten Glanze seiner Augen und den geröteten Bäckchen den sexuellen Unterton seiner Gefühle. Durch diesen erklärt sich auch die dauernde Vorliebe der Jugend für Schaukeln jeder Art, und sei es auch nur ein Wippen auf der Stuhlkante, wie anderseits die spätere Furcht manches

[1]) C. und W. Stern, Monographien über die seel. Entwicklung des Kindes. I. Die Kindersprache pag. 82: »Mit drei Monaten fängt Günther auch beim Spazierengefahrenwerden mit seinem ‚Erzählen' an, sogar dann, wenn der Kinderwagen durch Vorhänge ganz geschlossen ist. Es ist also nicht der wechselnde Gesichtseindruck, sondern die Bewegung, die ihn in gehobene Stimmung bringt.«

[2]) Shinn, l. c. pag. 307, 308.

Kindes vor rhythmischen Bewegungen vermutlich auf ein Übermaß dieses Genusses im ersten Lebensalter zurückzuführen ist; denn Furcht ist häufig, wie Ekel immer, eine Reaktionsbildung eines voraufgegangenen verpönten Lustgefühls.

In der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres zeigt sich bei der überwiegenden Mehrzahl der Kinder eine so auffallende Vorliebe für das Betasten ganz kleiner Gegenstände, wie Haare, Krümchen etc., daß wir als Ursache dieser Bevorzugung nur eine ganz besondere *Tastempfindlichkeit* annehmen können. Das Anfassen winziger Körper, die aufzunehmen in späteren Jahren überhaupt nur schwer gelingt, bereitet dem Säugling offenkundige Lust. *Strümpells* achtmonatigem Töchterchen[1]) macht es besonderes Vergnügen, ganz kleine Körper, wie Brotkrümchen, Perlen zu erfassen. Auch der kleine *Scupin* bemüht sich, den Eltern *einzelne* Haare auszureißen; »er bevorzugt im zwölften Lebensmonat[2]) besonders winzige Gegenstände, einfache und runde Dinge. An einem komplizierten Spielzeuge interessiert meist nur eine Schraube, ein Knopf, eine Troddel, eine Schelle; auf dem Teppich eine Krume, im Tischtuch ein Fleck, ein kaum sichtbarer Punkt in der Tapete«. Die intensive Beteiligung der *Hautnerven* am Wohlsein des Kindes erkennen wir auch in seinem Verhalten im Bade; das wollüstige Zusammenkrampfen der Fäustchen, das Zappeln mit den Beinen ist eine Lustäußerung, die vielen Kindern bis in die Zeit der Reife, ja oft Erwachsenen als unbewußte lustvolle Reaktion auf starke physische Reize haften bleibt. Die laue Wärme des Bades, der geringe Widerstand der Flüssigkeit mag in dem Säugling eine dunkle Erinnerung an seinen fötalen Zustand wachrufen und ihn veranlassen, die pränatale Stellung der hochgezogenen Beine und der an den Körper gebeugten Arme einzunehmen. Diese Lage wird von vielen Kindern jahrelang im Schlafe bevorzugt und das Anpressen der gekreuzten Arme an die Brust, wie dies Kinder und Erwachsene beim Anhören gruseliger Geschichten üben, scheint mir ein Überbleibsel aus der prähistorischen Periode des

[3]) L. v. Strümpell, Psychologische Pädagogik, pag. 359.

[4]) Scupin, l. c. I. pag. 46.

Kinderlebens zu sein. Die sexuelle Empfindungsfähigkeit des Säuglings äußert sich beim Baden wie bei der sonstigen Kinderpflege in nicht zu übersehender Weise. Daß Knaben von wenigen Tagen hiebei deutliche Erektionen zeigen, ist den Hebammen tägliche Erfahrung und wird der jungen Mutter als Zeichen männlicher Kraft rühmend berichtet. Ein Knäblein von 13 Tagen benetzte Kinn und Mündchen mit einem Urinstrahl und ein anderes wies bei seinem dritten Bade eine starke Erektion, begleitet von symbolischem Fingerspreizen. Letzteres allein wurde auch von Preyer[1]) beobachtet, und zwar derart, daß die trockenen Finger gespreizt wurden, also die Reaktion nicht durch die Nässe bedingt war. »Schon am siebenten Tage,« fährt er fort, »war der Ausdruck der Lust bei weit offenen Augen unmittelbar nach dem Bade ein anderer. Kein sinnlicher Eindruck irgendwelcher Art ist imstande, zu dieser Zeit einen solchen Ausdruck der Befriedigung hervorzurufen.«

Die starke Hauterotik des Säuglings spricht sich auch in seiner Reaktion auf Küsse aus; solche Zärtlichkeitsbeweise werden auf jeder Stelle des Körpers mit dem gleichen Jauchzen und Lachen quittiert,[2]) bis sich auch hier bald praevalierende Zonen, Hals, Arme, Beine, bemerkbar machen; eigentümlich ist es, daß ganz kleine Kinder häufig Küsse auf den Mund mit Saug-[3]), später mit Beißbewegungen (auch wenn noch keine Zähne vorhanden sind) beantworten, aber kein Lustgefühl dabei äußern. Nach dem ersten Jahre tritt nicht selten eine zeitweise Ablehnung des Küssens ein. Einer gesteigerten Hauterotik entspricht endlich das Stillehalten, ja die deutliche Lustäußerung, wenn die Küsse sich in ein leichtes Beißen wandeln. So berichten E. u. G. Scupin von ihrem kleinen Jungen aus dem sechsten Monat: »Er steckte seine Finger in Mutters lachenden Mund, sie biß zu;

[1]) Preyer, l. c. pag. 74.

[2]) Scupin, a. a. O. I pag. 20, 74, 106 und
Shinn, l. c. pag. 206.

[3]) Im aktiven Kuß sieht Compayré geradezu ein »resouvenir« der Lippenbewegung beim Saugen an der Mutterbrust (l. c. pag. 98).

Bubi hob erstaunt die Augenbrauen und sah sie wie fragend an. Als die Mutter nochmals zubiß, krähte er vor Vergnügen auf, zog aber sofort das Händchen zurück. Nach einer kleinen Pause steckte er von selbst wieder die Finger in Mutters geöffneten Mund und sah dabei höchst erwartungsvoll aus, sie biß, und sofort ertönte sein ausgelassenes Lachen.« M. W. Shinn[1]) spricht die Vermutung aus, daß dem kleinen Kinde Essen (= Saugen), Beißen und Küssen anfangs dasselbe bedeute.[2]) Sicher wird ihm erst spät die wahre Bedeutung des Kusses klar, obwohl es gerade im ersten Lebensjahre viel hundert Küsse von seiner Mutter empfängt. Es nimmt sie als angenehme Reizung der Haut entgegen, weigert sich aber häufig, selbst Küsse zu geben. Dies berichten gleicher Weise Shinn wie Preyer, während Scupins Söhnchen[3]) auf Küsse, insbesondere geräuschvolles Küssen, i. e. mit starker, lokaler Hautreizung, schon in den ersten Monaten lustvoll reagiert.

Leises Beißen und Kratzen verursacht dem ganz kleinen Kinde nicht nur keinen Schmerz, sondern geradezu Vergnügen, so daß wir in der Haut- und Muskelerotik eine der Wurzeln des Sado-Masochismus, beziehungsweise des beim Kinde weit häufigeren Auto-Sado-Masochismus erkennen müssen. Tiedemann[4]) betrachtet den Umstand, daß sein Söhnchen im ersten Monat sich heftige Kratzwunden und Schläge ins Gesicht beibrachte, als Beweis für die Unfähigkeit, auf dieser Lebensstufe seinen eigenen Körper vom fremden zu unterscheiden. Auch Preyer[5]) sieht in der Zufügung von Verletzungen am eigenen Körper bloß ein Fehlen des Ich-Gefühls beim ganz kleinen Kinde. Wir wissen heute aus gewissen Reaktionen des Kindes, daß die aktive und passive Zufügung von Schmerz unter bestimmten Voraussetzungen

---

[1]) M. W. Shinn l. c. pag. 345.

[2]) Vgl. hiezu den Volksmund: »Jemanden zum Aufessen gern haben« und beim Anblick eines frischen Mädchengesichtes: »Zum Anbeißen hübsch«.

[3]) Scupin l. c. pag. 20.

[4]) D. Tiedemann, Beobachtungen über der Entwicklung der Seelenfähigkeiten beim Kinde. pag. 10.

[5]) Preyer, l. c. pag. 381—382.

von ihm wollüstig empfunden werden. In der Vereinigung sadistischer und masochistischer Lustgefühle am eigenen Körper ist die Möglichkeit eines doppelten Genusses gegeben, da das Ich dann Subjekt und Objekt zugleich ist. Dies ist vermutlich der Hauptgrund, warum sich die sadistische Betätigung des Kindes in den frühesten Tagen gegen die eigene Person richtet. Die Lust erfährt noch dadurch eine Steigerung, daß das Kind instinktiv die Schmerzgrenze einhält, unter der ihm aus dem zugefügten Leid noch ein Lustgewinn erwächst. Wenn auch die Säuglingsbekleidung heute vielfach dem Kinde unbehinderte Bewegungsfreiheit gewährt, so wird es doch täglich fest genug in das Badelaken gehüllt, daß es für Haut und Muskeln nicht an angenehmen Reizen während des Eingewickeltwerdens fehlen dürfte; diesen Kitzel suchen sich ja ältere Kinder spontan durch Einschnüren der Extremitäten, durch Kratzen usw. zu verursachen.

Unter den autosadistischen Handlungen des Säuglings steht das Kratzen, als langehin einzige Möglichkeit der Muskelbetätigung, im Vordergrund. Scupins Knaben[1]) mußten am 1. Tage schon die Händchen eingebunden werden, weil das Kind sich das Gesicht zerkratzt hatte; und schon an diesem Tage wehrte er sich gegen den Zwang durch Strampeln. Der gewaltige Eindruck, den im elften Monat[2]) der Anblick und die Berührung der Bürste auf ihn macht, ist, glaube ich, auf Rechnung des Masochismus zu setzen. Wenigstens habe im gleichen Alter bei meinem Neffen dasselbe Verhalten beobachtet; mit einem schelmischen »ticht, ticht« (= sticht) tippte er unermüdlich auf die ziemlich groben Borsten, und ebenso verhielt sich ein zehnmonatiges Mädchen gegen Bürsten; da das Kind in so frühem Alter noch keinen Unterschied zwischen »Beseelt« und »Unbeseelt« macht, erscheint ihm die Bürste ebensogut als Wesen, von dem es sich stechen läßt, wie die Mutter, der es das Händchen hinhält zum scherzhaften Biß. Das leise Stechen verursacht

[1]) Scupin l. c. pag. 1.
[2]) Scupin l. c. pag. 40.

offenbar neben dem Schmerz einen angenehmen Hautkitzel. Übrigens gibt es ja nicht wenige Erwachsene, die, ohne Masochisten zu sein, angeben, einen mäßigen Schmerz zugleich lustvoll zu empfinden. Masochismus und Sadismus nehmen, abgesehen von der späteren Jahren eigenen geistigen Form des Quälens der eigenen Person wie anderer, verschiedene Formen an, von denen ich das Kratzen als ursprünglichste bezeichnete. Sowie dem Kinde die Zähnchen kommen, weiß es auch diese gegen sich und seine Umgebung kräftig zu benützen. Das Lutschen verbindet sich häufig mit Beißen, viel später erst bedient sich das Kind der Kraft seiner Arme zum Schlage, der seiner Beine zum Stoße. In der masochistischen Betätigung des Kindes kommt ebenso schon frühzeitig das Verlangen nach Mitleid, wie in den sadistischen der Wunsch, um seiner Kraft willen bewundert, ja sogar gefürchtet zu werden, zum Ausdruck; Mütter und Ammen führen ja häufig selbst das Kind zu solchem Spiele, indem sie Schmerz und Furcht heucheln beim Schlage und Zausen des Kindes. Im sechsten Monat zeigt der kleine Scupin[1]) deutlich seine sadistische Ader; er schlägt nach der Mutter, »krallt sich mit den Händchen in ihre Nase und reißt daran«, im achten Monat »besteht seine neueste Leidenschaft darin, nach den Augen seiner Eltern zu greifen; es ärgert und erregt ihn sichtlich, daß sie sich jedesmal bei Annäherung seiner unbarmherzigen kleinen Hand hinter den Lidern verbergen. Mit Wonne zaust er auch in Vaters Bart.« Im neunten Monat: »Zerkratzen uns die unbarmherzigen Hände das Gesicht, so daß wir vor Schmerz aufschreien, so kommt oft ein wahrhaft grausames Leuchten in des Knaben Augen; die Nasenflügel werden aufgebläht und voll höchstem Eifer und Gier fährt er mit seinen Martern fort, als da sind: einzelne Haare ausraufen, in die Augen greifen, zwicken und kratzen; streckt man die Zunge heraus, so kräht er jubelnd auf und krallt wild die Nägel hinein.« »Wie scharf die Zähne schon sind, erfährt bei der täglichen Mundreinigung

[1]) Scupin l. c. pag. 19, 30, 31.

schmerzhaft Mutters Finger, in den dann das Kind energisch und mit geradezu diabolischer Gier hineinbeißt.« Diese Proben unbewußter kindlicher Grausamkeit genügen, um zu zeigen, wie mächtig dieser Trieb nach Betätigung verlangt, wie er sich gerade gegen die Personen wendet, denen auch des Kindes größte Zärtlichkeit zu teil wird und wie endlich bei seiner Befriedigung des Kindes Züge ebenso Aufleuchten und Verzerrung zeigen, wie die des Erwachsenen im sexuellen Genusse. Und wie dieser sich für viele zur höchsten Wonne steigert durch die Zufügung von physischem Schmerz, so fühlt auch nicht selten das Kind das Bedürfnis, seine Liebe durch sadistische Handlungen zu beweisen. Auch hiefür findet sich eine Stelle in Scupins Tagebuch aus dem elften Monat[1]) anläßlich der ersten Bekanntschaft mit einem um $^1/_2$ Jahr älteren Mädchen: »Während die Kleine ihn gleichmütig anblickte, war das Mienenspiel des Jungen ein außerordentlich bewegtes: Interesse, Staunen, Freude und eine unbeschreibliche Neugier. Als das Mädchen bei seinem Anblick plötzlich »Puppe« sagte, erregte ihn die Wahrnehmung, daß sie sprach, im höchsten Grade. Aus Freude darüber, oder vielleicht auch nur, um ihr nachzutun, sprudelte er plötzlich lebhaft einen unverständlichen Silbenschwall hervor, erregte sich dabei immer mehr, und mit einem jähen jubelnden Aufschrei schlug er ihr plötzlich ins Gesicht. Es sollte augenscheinlich eine Liebkosung sein. . . . Dann gelang es ihm noch, ihr mit Heftigkeit ein Biskuit aus der Hand zu reißen, darauf auch die Puppe, doch geschah alles aus einem so liebenswürdigen Übermut und aus so glückseliger Stimmung heraus, daß man es unmöglich als Wut oder Neid auffassen konnte.« Der früher erwähnte kleine Knabe O. biß und kratzte die Brust seiner Amme bis zu heftigen Schmerzäußerungen, die augenscheinlich seine Begierde noch erhöhten; ebenso wurden seine Fingernägel den Haaren und den Gesichtern seiner Umgebung sehr gefährlich. Nach einer Umfrage bei Müttern scheint mir auf der ersten

[1]) Scupin, l. c. pag. 44.

Lebensstufe das Geschlecht keine Rolle bezüglich der sadistischen und masochistischen Gelüste zu spielen; wie schon eine Reihe von Autoren feststellten, ist jeder Sadist zugleich Masochist und umgekehrt. Aber mit dem Hervortreten der stärkeren Aggressivität äußert sich auch der Hang zur sadistischen Betätigung beim Knaben intensiver als beim Mädchen; überdies wird sie als echt männliches Attribut bei ihm nicht so nachhaltig unterdrückt als beim kleinen Mädchen, an dem dieser Zug zur Grausamkeit gegen andere von vornherein auf eine heftigere Ablehnung seitens der Pflegepersonen trifft. Was beim Knaben als Keim der künftigen Kraft gilt und mit Lächeln abgewehrt wird, stößt an dem Mädchen als Anzeichen eines unweiblichen Charakters direkt ab. Daß dem Kinde lange Zeit trotz des oft grausamen Gesichtsausdruckes bei sadistischen Handlungen die Erkenntnis und damit die bewußte Absicht fehlt, einem anderen einen Schmerz zuzufügen, geht aus folgender bedeutsamen Notiz in Scupins Tagebuch[1]) hervor: (Aus dem fünfzehnten Monat) »Oft stößt er beim An- und Ausziehen wegen des Stillsitzens wütend mit den Füßen oder beißt die Mutter in Arme und Schultern, was selbst durch die dicke Kleidung noch recht schmerzhaft zu empfinden ist. Als die Mutter einige Male ‚au!' rief, gefiel ihm das so gut, daß er sich selbst kräftig in den Arm biß und nun gleichfalls ‚au!' sagte. Als er die schmerzhafte Folge des eigenen Bisses am eigenen Fleisch verspürte, machte er ein sehr überraschtes Gesicht.«

Entsprechend dem Überwiegen der sadistischen, resp. masochistischen Neigung des Kindes entwickeln sich dessen Spiele. Keinem aufmerksamen Beobachter entgeht es, daß der gesunde Säugling schon in den ersten Lebensmonaten auch ohne Zutun der Erwachsenen kleine Spiele ersinnt; eine ihrer Wurzeln liegt in der erwachenden Muskelkraft, die nach Entfaltung strebt. Daß diesen ersten Versuchen ein integrierendes Merkmal des Spieles, der Willensakt, nicht mangelt,

[1]) Scupin, l. c. I. 62.

läßt das befriedigte Lächeln beim Gelingen, der unwillige Ausdruck der Züge bei fortgesetztem Mißlingen der Bemühungen erkennen. Alle Muskelzonen können sich an der spielerischen Tätigkeit beteiligen, vornehmlich freilich werden Greif- und Tastbewegungen in den Dienst des Spieles gestellt. Sie werden bis zur Ermüdung fortgesetzt und lösen in der kindlichen Seele Gefühle der Lust und der Unlust aus; sind sie auch zum Teil rein instinktive Bewegungen, die dem unbewußten Drange nach Muskelarbeit entspringen, so müssen wir doch in ihnen die unumgänglichste Voraussetzung zur Entwicklung der Sinnesempfindungen anerkennen. Das spielerische Hin- und Herwenden des Kopfes beim Ertönen eines Geräusches, seien es die Glöckchen der Rodel, sei es die Stimme der Mutter, die mit ihrem »Guck-guck — da-da« dem Kinde das erste Lächeln entlockt, das Haschen der kleinen Finger nach den Troddeln des Wagenvorhanges bereitet dem kleinen Menschenkind unendliche Freude und ist ihm lustvolles Spiel. Und aus dem Spiele schöpft es seine ersten Erfahrungen über die Dinge in seiner Umgebung. Es lernt sein kleines Ich unterscheiden von der Außenwelt durch mancherlei Schmerzgefühl, das ihm diese zufügt. Langsam, aber unaufhaltsam bilden sich die Begriffe groß und klein, rund und eckig, heiß und kalt, nah und fern. Und alle diese neuen Wahrnehmungen sind begleitet von Lust und Schmerz! Was nicht in einer dieser beiden Gefühlsmöglichkeiten auf das Kind einwirkt, dafür bleibt es gleichgültig und deshalb erfordert es bei vielen Vorkommnissen des täglichen Lebens einer so oftmaligen Wiederholung, bis endlich irgend eine kleine Abänderung im Verlaufe sie zu einem Eindrucke, zu einem Erlebnisse erheben. Gerade in der ersten Lebenszeit bedürfen die Sinneseindrücke einer ziemlich großen Intensität, um überhaupt apperzipiert zu werden; ihre Stärke muß ein Maß erreichen, das eben im stande ist, Lust oder Schmerz auszulösen. Denn schon das Hinwenden der Aufmerksamkeit bedeutet dem Säugling eine Quelle des Vergnügens, das ihm freilich durch rasche Ermüdung bald wieder erlischt.

Unter allen Sinnesgebieten kommt als Spender der Lust dem Geschmacksinn die erste Stelle zu. Daß ich ihn erst jetzt bespreche, hat seinen Grund darin, weil gerade er am spätesten in den Dienst des Spieles gestellt wird; denn beim Lutschen am eigenen wie am Fremdkörper handelt es sich weit mehr um Befriedigung haut- und schleimhauterotischer Gelüste als des Geschmacksinnes. Er wird ins Spiel erst einbezogen, wenn sein steter Begleiter, der Geruchsinn, an demselben teilnimmt. Eine Blume riechen und davon kosten wollen, scheint dem Kinde eine selbstverständliche Fortsetzung seines Tuns. Mit der Entwicklung des Geruchsinnes erwacht das Interesse für die eigenen Defäkationsprodukte, das bei keinem Kinde fehlt und nicht selten, solange das Kind noch keinen Ekel kennt, zur ausgesprochenen Koprophilie wird. Solche Säuglinge verstehen es, mit staunenswerter Geschicklichkeit zur Entleerung gerade den Augenblick zu benützen, da die Pflegeperson das Zimmer verlassen, indes sie sich vordem vergeblich hiezu auffordern ließen. Keine bösen Worte und Strafen halten den kleinen Missetäter ab, im genußreichen Spiel Händchen, Gesicht und Wäsche zu besudeln; ja, es kommt auch gelegentlich vor, daß er den neuen Geschmack mit vergnügtem Schmatzen versucht. Anderseits findet oft schon frühzeitig — mitunter bei Beihaltung der Vorliebe für die Defäkationsprodukte — eine Verschiebung statt, indem das Kind, anstatt die Koprophilie aufzugeben, gewisse Speisen, wie grüne und braune Gemüse, Eier usw., die durch ihre Farbe an die Exkrete erinnern, konsequent ablehnt. So zeigte mein kleiner Neffe, der bis zum Ende des ersten Jahres ein ausgesprochener Koprophile war, plötzlich im elften Monat einen deutlichen Ekel vor Spinat u. a. dunkelfarbigen Gemüsen. Hier liegt nun die Vermutung nahe, daß sein Kindermädchen, das allerdings viel unter dieser Neigung ihres Pfleglings zu leiden hatte, ihn einmal nach der Art, wie man junge Hunde und Katzen zimmerrein gewöhnt, strafte; jedenfalls war der plötzliche Wechsel in der Geschmacksrichtung des Kleinen ein wenig verdächtig und spätere diesbezügliche Äußerungen des Knaben erhärteten die Richtigkeit der Vermutung. Auch

Eier, die er im ersten Lebensjahr mit fast gieriger Lust aß, indem seine Blicke gespannt an dem Eibecher hingen, weigerte er sich plötzlich im zwölften Monat zu essen. In ganz ähnlicher Weise verhielt sich der kleine O. in seinem dritten Jahre.

Mit der Koprophilie steht in engstem Zusammenhange die Anal-, resp. die Urethralerotik[1]) die beide in der Regel mit der Muskelerotik vereint auftreten. Fällt auch ihre Betätigung als mehr oder weniger erkennbare bewußte Absichtshandlung erst in eine etwas spätere Zeit, so äußert sich doch auch schon in den ersten Lebensmonaten des Säuglings häufig ein gewisser Trotz in der Zurückhaltung der Exkrete wie deutliche Zeichen des Vergnügens, wenn die Entleerung zur Unzeit erfolgt. Die Lustäußerungen dabei sind unendlich verschieden von denen, die bloß durch die körperliche Entspannung motiviert werden; denn bei diesen fehlt dem Auge der Schelmenausdruck, die neugierige Erwartung, wie die Umgebung auf das unerwünschte Ereignis reagiere. Schon das Schreien, das die Pflegeperson oder die Mutter herbeiruft, klingt anders, wenn die Entleerung als rechtzeitige Folge des Verdauungsprozesses auftritt, anders, wenn sie vom Kinde »aufgehoben« wurde; dann bricht es nicht in ein klägliches Schreien aus, das Abhilfe aus dem unlustvollen Zustand heischt, sondern es ist ein aus Freude und Trotz gemischtes Siegesgeschrei: »Sieh, was mir gelungen!« Man könnte meinen, es hieße den Intellekt des kleinen Kindes erheblich überschätzen, mutet man ihm solch komplizierte Gedankengänge zu; daß dem tatsächlich so ist, beweisen die unzähligen Schelmenstreiche der Kleinsten auf diesem Gebiete. So wußte mein Neffe im Alter von elf Monaten seine Großtante zum Besten zu halten durch den zur Betreuung auffordernden Ruf: »A-a«. Sowie sie die nötigen Veranstaltungen traf, entlief er mit einem neckischen »Na, na« in die entfernte Zimmerecke. Solche Vorkommnisse gehören zur täglichen Erfahrung in jeder Kinderstube und keine Mutter

[1]) Sadger, Über Urethralerotik, Jahrb. f. psycho-an. Forschung II.

verkennt die Absicht ihres Kindes, sie so zum besten zu halten. Die schwachen geistigen Kräfte des Säuglings sind eben stark genug, um ihm alle Verrichtungen seines kleinen Leibes zum lustvollen Spiele zu gestalten; Ernährungs- und Verdauungsprozeß, die körperliche Pflege liefern hinreichend Material hiezu, was auch zugleich eine Erklärung für die gelegentliche Teilnahmslosigkeit des Säuglings gegen die Eindrücke der Umwelt gibt.

II. Die ersten Willensäußerungen.

Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, wie das psychische Leben des Säuglings beeinflußt wird durch alle Funktionen seines kleinen Leibes, wie ihm diese zu lust- oder unlustbetonten Geschehnissen werden, und es kann uns die Wahrnehmung nicht verwundern, daß das Kind unbewußter- und bewußterweise herbeizuführen sucht, was ihm einmal Vergnügen bereitet, abzuwehren, was es als hemmend oder schmerzhaft empfunden hat. Aus diesen anfangs instinktiven Triebhandlungen entwickeln sich Willensakte, sobald die wachsende Intelligenz eine bloße Wahrnehmung mit einer zielbewußten Vorstellung verknüpft. Der Wille ist beim Kinde Bewegung; fehlt ihm auch noch das beredte Mittel des Wortes, seinen Willen kundzutun, so versteht es doch durch Schreien, Weinen, Greifen, Tasten und Strampeln seinem Verlangen Ausdruck zu verleihen. Die ersten bewußten Bewegungen und Tätigkeiten, die wir den Säugling schon im zweiten Vierteljahr mit deutlichen Zeichen der Überlegung ausführen sehen, müssen wir als primitivsten Ausdruck einer Willensregung anerkennen. Insbesondere bilden die impulsiven Bewegungen der Abwehr gegen die Maßnahmen der Körperpflege die erste Stufe der Ausbildung des künftigen Willens. Der kindliche Wille ist Eigenwille im engsten Sinne des Wortes; was ihm zuwider läuft, empfindet das Kind als unliebsame Einschränkung der Freiheit seiner kleinen Person. Die ersten Äußerungen infantilen Wollens sind also Negierung des Willens der Umgebung; sie bleibt, wenn längst der Wille sich in seiner positiven Seite zeigt, als Trotz, als absicht-

liche Schädigung des Nächsten erhalten. Als eine Anlehnung an die frühzeitige stumme Opposition des kindlichen Willens läßt sich auch die von allen Kinderforschern bestätigte Beobachtung deuten, daß Kinder das Kopfschütteln eher in seiner richtigen Bedeutung anwenden als das Nicken, und früher das »Nein« als das »Ja« gebrauchen; das »Nein« ist dem Kinde zunächst der Ausdruck des Nichtwollens, es hat ausschließlich voluntarischen Charakter, was sich in der bei allen Kindern wiederkehrenden Verdopplung »Neinein« deutlich ausspricht. Der Protest der infantilen Seele gegen jeden Zwang ist so kräftig, daß bei seiner Betätigung die Gebärde bald durch das Wort unterstützt wird. Die große Rolle, welche der Abwehr bei der Willensentwicklung des Kindes zufällt, zeigt sich einerseits klar in der Beobachtung der Kinderträume, in denen unerfüllte Tageswünsche Gewährung finden, anderseits ist sie als Überbleibsel in der Eigenheit vieler Erwachsener zu finden, ihre Rede stets mit einem »Nein« einzuleiten.

In seinem ersten Lebensjahre schon muß das Kind eine so ungeheure Arbeit an Willensunterdrückung, an Verzichtleistung vollbringen, daß uns gelegentliche Ausbrüche von Wut nicht in Erstaunen setzen können. Die durch die notwendigen und mehr noch durch überflüssige Maßregeln der körperlichen Pflege aufgestaute Energie macht sich dem Säugling als Hemmnis fühlbar und ein kleiner Anstoß genügt, um Wut- und Zornausbrüche zu zeitigen, vor denen die Eltern rat- und hilflos stehen. Ein liebevolles Eingehen auf die ersten Willensregungen des Kindes an Stelle der so häufig geübten Unterdrückung derselben aus rein egoistischen Motiven würde nicht nur die spätere Erziehung erleichtern, sondern auch manchem psychischen Übel der Zukunft Keim und Boden entziehen. Die größere oder geringere Freiheit der Willensbetätigung ist ein wichtiger Faktor für die Charakterbildung. Wenn Mütter bei unbeugsamem Trotz ihrer drei- und sechs- und zehnjährigen Kinder, dessen sie nicht in Strenge, noch in Güte Herr werden, schließlich damit ihren pädagogischen Mißerfolg entschuldigen, daß sie sagen, so

trotzig und eigenwillig sei das Kind schon in der Wiege gewesen, so berichten sie nicht allein die Wahrheit, sondern sie machen damit auch das Geständnis, daß damals bei dem kaum noch Einjährigen der rechte Weg verfehlt wurde, sei es durch unangebrachte Strenge oder durch übergroße Verzärtelung. Während die letztere in der Regel gegenüber dem erstgebornen oder gar einzigen Kinde auftritt, das dann infolge der übertriebenen Fürsorge, mit der jedes Verlangen erfüllt wurde, sich frühzeitig zum Tyrannen des ganzen Hauses aufwirft, herrscht wieder in kinderreichen Familien, zumal gegen unwillkommene Spätlinge, nicht selten vom Augenblicke der Geburt eine bei aller äußeren Pflege immer wieder hervorbrechende Liebeleere der Eltern, die dem Kinde zeitlebens ihren Stempel aufdrückt. Seine voluntarischen Regungen werden im Keime erstickt. Zorn und Trotz werden scheinbar unterdrückt, ohne daß sich die Eltern der Gefahr bewußt werden, der sie die Charakterentwicklung des Kindes und das einstige Verhältnis des Kindes zu ihnen aussetzen. Mancher Vater, der sich rühmt, sein Kind hätte nur ein einzigesmal offenkundigen Trotz gezeigt und nach erhaltener Züchtigung nie wieder gewagt, sich gegen seinen Willen aufzulehnen, weiß nicht, daß er damals den Grund legte zu dauernder Entfremdung zwischen sich und dem Kinde. Es mag eine solche Wertung als Überschätzung der infantilen Seelenkräfte aufgefaßt werden; wenn man aber bedenkt, wie die angstvolle Erinnerung an die erste derbe Züchtigung das Kind veranlaßt, seinen Willen dem des Vaters zu beugen, wieviel seelische Überwindung es das kleine Menschenkind kostet, sich unbedingt und wortlos dem Vater zu unterwerfen, dann wird man in solcher die kindlichen Kräfte weit übersteigenden Unterdrückungsarbeit die natürliche Ursache zur Gestaltung manch bedauernswerten Sonderschicksals erkennen. Nur dann, wenn dem Kinde in den weiten Grenzen des für sein leibliches und seelisches Wohl Zuträglichen freie Betätigung seines Willens gewährt wird, sind die Bedingungen für eine glückliche Entfaltung des kleinen Wesens geschaffen. In der Kinderstube, in der Verständnis und Liebe regieren, genügt

das Verbot, und dieses beschränkt sich im ersten Lebensjahre auf rein körperliche Momente. Das harte Wort »Du mußt« sollte dem Kinde so lange als nur tunlich, unbekannt bleiben. Glücklicherweise hat ja die Natur für das ganz kleine Kind in seiner noch mangelhaften Auffassungsfähigkeit und seinem körperlichen Unvermögen dem Befehle eine Grenze gesetzt.

Der Ehrgeiz, einer der erziehlich wichtigsten Triebe, wirkt schon in frühester Kindheit als mächtiger Stimulus auf den Willen. Nicht allein die Lust an der Muskelbetätigung läßt den Säugling unermüdlich seine ersten Steh-, Kriech- und Gehversuche anstellen, der Ansporn seiner Bemühungen ist die Sucht, bewundert zu werden, die Aufmerksamkeit seiner Umgebung zu erregen. Mit welchem rührenden Eifer richtet sich das Kind auf dem Arme seiner Wärterin zu voller Höhe auf, wie stolz und selbstgefällig nimmt es Anerkennung und Lob auf über seine Körperstärke; ja, es führt alle diese Situationen, die seiner Eitelkeit schmeicheln, mit Absicht herbei, es produziert sich geradezu und verteilt seine Zuneigung je nach dem Grade der gezollten Bewunderung. Ein kleines Bauernmädchen von zehn Monaten hebt beim Anblicke einer alten Dame, die sich während eines Sommeraufenthaltes gern mit ihm beschäftigte, die Arme, kriecht auf sie zu, um mit unermüdlicher Ausdauer sich unter dem bewundernden Ausrufe der Dame: »So groß ist die Ella«, aufzurichten; in dieser Zeit unternimmt das Kind seine ersten selbständigen Gehversuche, nicht ohne jedesmal mit fragenden Blicken das Lob der Dame herauszufordern. Ich erwähne dieses Falles, der in Familien, in welchen dem heranwachsenden Kinde die größte Fürsorge zugewendet wird, tägliche Erfahrung ist, besonders, weil er zeigt, wie tief der Ehrtrieb in der Kindesseele wurzelt, auch dann, wenn die mütterliche Obhut sich nicht weiter als auf die unbedingt erforderliche körperliche Pflege erstreckt. Die späte Entwicklung der körperlichen und geistigen Kräfte bei Kindern, denen es in den ersten Monaten an liebevoller und verständnisvoller Sorgfalt fehlt, ist auf Rechnung eines spät erwachenden Ehrgeizes zu setzen.

Ein weites Feld zur Betätigung eröffnet sich dem kindlichen Willen auf dem Gebiete der Nachahmungen; ihr Zustandekommen erfordert aber bereits einen so hohen Grad von Intelligenz, daß ich sie im Anschlusse an die Ausführungen über den Intellekt besprechen will.

III. Die ersten Zeichen der Verstandesentwicklung.

Das Auge, der Spiegel der Seele, läßt den aufmerksamen Beobachter des kleinen Menschwunders schon in den ersten Monaten leise Regungen des infantilen Verstandes erkennen. Sie stehen im Dienste der Urtriebe der menschlichen Seele, des Hungers und der Liebe im weitesten Sinne des Wortes. Nahrungs- und Lufthunger erwecken im Kinde ebenso die ersten Assoziationen, wie das Zärtlichkeitsbedürfnis und seine Befriedigung durch die Mutter die Quelle des Erkennungsaktes sind. Voll Jauchzen verfolgt der Säugling die Vorbereitungen der Mutter zur Stillung und mit feiner Unterscheidung läßt ihn die gleiche Handlung einer anderen Person gleichgültig; es kennt bald das Plätzchen, das die Mutter einnimmt, wenn sie ihm die Brust reicht; ebenso heftet das künstlich ernährte Kind gierig seine Blicke auf das Fläschchen, sowie es mit Milch gefüllt wird. Der Affekt, welchen der Anblick von Brust oder Flasche im Kinde auslöst, ist Beweis, daß es sich hier um eine Assoziation handelt. Tiedemann[1]) berichtet, daß sein Söhnchen im Alter von zwei Monaten vom Weinen abließ, sobald man ihn in die Lage des Saugens brachte und sein Gesicht mit weicher Hand berührte. Daß auch hier eine frühzeitige Assoziation vorliegt, war an dem tastenden Suchen nach den Brüsten zu erkennen. Übereinstimmende Angaben über das Auftreten dieser ersten Gedankenverknüpfung finden sich bei Shinn und Scupin. Da dem Kinde die Ausscheidung der Exkrete ebenso lustvoll betont ist wie die Nahrungsaufnahme, so ist es naheliegend, zu vermuten, daß auch jene seinen Geist beschäftigt. Und tatsächlich knüpfen sich an diesen Prozeß frühzeitig

[1]) D. Tiedemann, Beobachtungen über die Entwicklung der Seelenfähigkeiten beim Kinde, pag. 9.

Assoziationen. So rief mein Neffe im Alter von elf Monaten zum großen Vergnügen der Tischgesellschaft beim Anblick eines rein weißen Suppentopfes, dessen zwei Henkel er offenbar nicht bemerkt hatte, in Erinnerung an den Topf, auf dem er seine Notdurft verrichtete, ein freudiges »A—a«. Ein siebenmonatiges Mädchen, welches wegen Obstipation häufig klystiert wurde, verband mit einer Einlage aus Mosettig-Batist untrennbar den Prozeß der Irrigation, so daß man dieselbe seinen Blicken entziehen mußte, um ein heftiges Schreiweinen zu verhüten. Diese ersten an die Nahrungsaufnahme und die Ausscheidungen gebundenen Begriffsverknüpfungen sind wegen der starken Gefühlsbeteiligung so dauerhaft, daß sie, wenn auch scheinbar vergessen, im Unbewußtsein ihren Platz behaupten und beim heranwachsenden Kinde zur Ursache jener unmotiviert scheinenden Lachanfälle werden, die in der Schule so häufig als absichtliche Ruhestörung bestraft werden.

Auch der Luft- und Lichthunger, dessen lustvolle Befriedigung sich in freudigem Jauchzen äußert, sobald das Kind zum sonnenbeschienenen Fenster getragen wird oder sobald es die Rüstungen zum Ausgehen getroffen sieht, gibt reichlich Gelegenheit zu bestimmten Assoziationen, wie sie Preyer, Shinn und Scupin in großer Zahl anführen. Der regelmäßige Ablauf des täglichen Lebens, die oftmalige Wiederholung bestimmter Verrichtungen zur gleichen Stunde bereiten langsam ein Verständnis für den Begriff der Zeit vor, noch lange ehe der Erwachsene die Möglichkeit einer richtigen Auffassung vermutet. In seinem elften Lebensmonat verband mein Neffe den Aufbruch aus dem Garten um 9 Uhr morgens bereits nach einer Woche ganz richtig mit der darauffolgenden Mahlzeit (einem Ei); sowie er zu dieser Zeit in den Wagen gesetzt wurde, rief er vergnügt: »Ei, ei«, nachmittags hingegen beim Anblick des Hütchens: »Bah, bah«. Als die Mutter sein Verständnis prüfte, indem sie einmal nachmittags »Ei, ei« vorschlug, wehrte der Knabe ebenso ab, wie vormittags den Vorschlag des »Bah, Bah«; daß nicht das Sättigungsgefühl seine Weigerung beeinflußt hatte, bewies der Umstand,

daß er gewohnt war, vor der Spazierfahrt eine Portion Milch zu erhalten.

Als zweite Quelle der infantilen Geistestätigkeit habe ich die Liebe bezeichnet. Es ist eine bekannte und selbstverständliche Tatsache, daß das Kind diejenige Person, die sich mit seiner Pflege am intensivsten befaßt, die täglich und stündlich es umsorgt, am frühesten erkennt, d. h. sie durch gewisse Merkmale, die sich dem kindlichen Verstande in oftmaliger Wiederholung eingeprägt haben, von anderen Personen unterscheidet. Dieser Erkennungsakt vollzieht sich im freudigen Anlächeln der Mutter, im Jauchzen beim Klange ihrer im Nebenzimmer ertönenden Stimme.

Die kosenden Spiele, die Mutter und Kind ersinnen, schaffen diesem eine Reihe von Gedankenverknüpfungen, die für die spätere Kindheit, ja für das ganze Leben von größter Bedeutung sind; denn sie beeinflussen als unbewußte Erinnerungsspuren das Liebesleben des Erwachsenen und in ihnen wurzeln zum großen Teil all die Eigenheiten und Lebensgewohnheiten, die das Individuum vom Genus unterscheiden. Die Hilflosigkeit des kleinen Menschenkindes bedingt seine Ausnahmsstellung in der Familie, die es sich in seinem enormen Liebesbedürfnis bald zu nutze macht. Es weiß sehr bald, daß Schreien und Weinen dem lästigen Alleinsein ein Ende bereitet, und es bedient sich dieser Mittel nicht allein, um physischem Unbehagen durch die Anwesenheit einer liebevollen Person abzuhelfen, sondern sie werden ihm frühzeitig zum Kniff, zur List, die ihm die gewünschte Gesellschaft herbeirufen. Die ersten deutlichen Zeichen der Zuneigung kommen also auf dem Wege der Verstandesentwicklung zustande, ja diese ist für sie die conditio sine qua non; diese Behauptung steht nicht in unvereinbarem Widerspruch zu der oben gemachten, die Liebe sei eine Quelle gewisser geistiger Prozesse; Intellekt und Gefühl sind gerade beim kleinen Kinde in so enger Abhängigkeit, daß ihm jede Neuerwerbung auf dem einen Gebiet einen Gewinn auf dem anderen einbringt. Je rascher die geistigen Kräfte sich entfalten, um so intensiver beginnt sich das Gefühlsleben des Kindes

zu regen, ein Entwicklungsgang, dem die Erziehungskunst nicht immer die richtige Aufmerksamkeit zuwendet. Zugleich mit den Gefühlen der Sympathie nehmen wir am Kinde solche der Abneigung wahr. Auch sie erweisen sich als Ausfluß des Liebesbedürfnisses; denn sie richten sich ursprünglich gegen Personen, von denen das Kind einen Schmerz, also eine Verwehrung der geforderten Liebe im extremsten Sinne, erfahren hat. Die unangenehme Erfahrung, die das Kind von der Hand des impfenden Arztes erlitten, veranlaßt es, seine Abneigung auf Personen ähnlichen Aussehens zu übertragen. Ein zehn Monate altes Mädchen, das zwei Monate vorher von einem Arzte mit schönem schwarzen Vollbart geimpft worden, flüchtet schreiend vor dem eigenen dunkelbärtigen Vater, da dieser nach mehrmonatlicher Abwesenheit ins Zimmer tritt. Auf dasselbe Erlebnis scheint die bis ins fünfte Jahr währende Abneigung meines Neffen gegen Männer mit schwarzem Bart zurückzuführen. Der affektive Charakter des ursprünglichen Erlebnisses war so stark, daß er Täuschungen im Erkennungsakt bewirkte. Auch die Abneigung vieler Kinder gegen Katzen scheint auf frühesten Kindheitsassoziationen zu beruhen. Meine Schwester übertrug ihre Antipathie gegen den Arzt, der sie im zehnten Monat im Halse touchiert hatte, und in einem dunklen Pelz erschienen war, auf Katzen, so daß sie noch im vierten Jahre beim unerwarteten Anblick einer solchen in lautes Schreien ausbrach, wozu überdies die Übereinstimmung durch einen schleichenden Gang des Arztes viel beitrug.

Das Wiedererkennen wird wesentlich von einem zweiten erziehlich wichtigen Triebe, der Neugier, unterstützt. Das kleine Kind will alles sehen, alles hören, es will alle Sinne betätigen beim Anblick einer ungewohnten neuen Sache, sobald nur die erste Furcht davor überwunden ist. Die Neugierde richtet sich naturgemäß auf alle Veranstaltungen, die der körperlichen Pflege des Kindes dienen, insbesondere solche, welche sich ihm mit einer Lusterwartung verknüpfen: daher z. B. das gespannte Lauschen beim Füllen und Leeren der Badewanne, welches Interesse deutlich den sexuellen Unter-

ton trägt. Scupin, Shinn und Preyer berichten von den von ihnen beobachteten Kindern, welch ausgesprochenes Vergnügen diesen das Gurgeln des Badewassers bereitete. Wenn man überlegt, daß diese Vorliebe gerade in die Zeit der ersten Dressur bezüglich der körperlichen Bedürfnisse fällt, so ist dieselbe hinlänglich erklärt. Die große Wichtigkeit, welche Eltern und Pflegerin dem Ausscheidungsprozeß beilegen, bleibt dem Kinde nicht unbemerkt, zumal es gerade dabei nicht selten Worte des Lobes erntet, für die seine Eitelkeit keineswegs unempfindlich ist. Da aber dem Kinde der Prozeß an sich unverständlich und seiner sinnlichen Auffassung entzogen bleibt, richtet sich naturgemäß die kindliche Neugier auf die Produkte desselben; das Erstaunen und die Selbstgefälligkeit im Gesichtsausdrucke legen die Vermutung nahe, daß in dem Kinde bei Betrachtung seiner Defäkationsprodukte die erste Ahnung seiner selbständigen Schaffenskraft aufdämmert.

Einer der Grundpfeiler für die Möglichkeit der Erziehung, ja der allseitigen seelischen Entwicklung des Kindes ist der Nachahmungstrieb; es ist schwer zu sagen, wann sich derselbe zuerst äußert. Sicher festgestellt sind Nachahmungen im siebenten Lebensmonat. Sie setzen Willens- und Verstandesakte voraus. Diese führen das Kind zu all jenen possierlichen Gebärden, die darum so unwiderstehlich wirken, weil in ihnen der Gegensatz der ziel- und zweckbewußten Handlungen der Erwachsenen und der scheinbar zwecklosen der Kinder zu Tage tritt und die Unvereinbarkeit der Äußerungen des reifen Verstandes mit dem in seiner endlosen Wiederholung fast automatenhaften Tun des Säuglings in ihrer ganzen Komik entrollt wird. Ich habe mich nicht überzeugen können, daß diese im frühesten Alter dem Kinde selbst bewußt werde, wie dies einige Autoren behaupten. Das kaum einjährige Kind, das Vaters Hut auf sein Köpfchen setzt, tut dies mit dem größten Ernste und ebenso verzieht es vor dem Spiegel sein Antlitz zu den lächerlichsten Grimassen, die ihm vorgemacht werden, ohne aus der Rolle zu fallen; sowie es zu lachen beginnt, ist auch schon das Interesse an der Imi-

tation zum größten Teil verloren. Je genauer die Nachahmung, desto mehr wird sie dem Kinde zu ernster Beschäftigung. Sie ist die erste Form des infantilen Wunsches, »groß zu sein«, den ich später noch in anderem Zusammenhang besprechen will.

Der Nachahmungstrieb ist von größter Bedeutung für die intellektuelle Entwicklung des Kindes; ohne ihn wäre es unmöglich, dasselbe sprechen zu lehren; ihn benützend, lenken wir die Aufmerksamkeit des Kindes auf die Erscheinungen des täglichen Lebens, es lernt das Geräusch des fließenden Wassers, das Heulen und Pfeifen des Windes und hundert andere Geräusche imitieren, es lernt die ersten Spielzeuge richtig gebrauchen und sich vor mancherlei Schaden bewahren. Aber auch das Gefühlsleben bleibt nicht ganz unberührt von diesem Triebe. Die Äußerungen scheinbarer Mitfreude und des Mitleids in der Form des Mitlachens und -weinens sind auf der ersten Lebensstufe Nachahmung und sie werden erst durch die bereits gewonnene Assoziation der genannten Tätigkeiten mit Lust- resp. Unlustgefühl betont, was in der späteren Kindheit in dem ansteckenden Lachen ganzer Schulklassen noch stärker hervortritt.

Als eine der frühesten Leistungen des kindlichen Intellekts haben wir die Lallversuche anzusehen, soferne sie nicht lediglich Lustäußerungen sind, wie dies Stern[1]) an seinem Söhnchen Günther während der Spazierfahrten bereits im vierten Monat beobachtete. Sowie sich der deutliche Wille des Kindes zeigt, sich der Umgebung durch einzelne Laute oder Silben verständlich zu machen, oder vorgesprochene zu imitieren, liegt eine Arbeit des infantilen Geistes vor. Ihre Betrachtung führt uns zu einem der wichtigsten Kapitel in der Beobachtung der Entwicklung der Kinderseele, zur Entwicklung der Sprache.

IV. Die Anfänge der Sprache.

Es liegen auf dem Gebiete der Erforschung der kindlichen Sprache so vortreffliche Arbeiten vor, daß ich sie nur von der Seite beleuchten möchte, wo eine Ergänzung nottut. Es

[1]) C. u. W. Stern, Die Kindersprache, pag. 82.

findet sich in keinem dieser Werke auch nur eine Andeutung, wie sich die ersten Wortbildungen an die Verrichtungen und die von der Natur hiezu bestimmten Organe knüpfen, welche zum Gedeihen des Körpers ebenso notwendig sind wie die der Nahrungsaufnahme. Obwohl Stern[1]) schreibt: »Das Kind wählt pädozentrisch; seine Umgebung, seine Interessen, . . . Wie auch bei den Tätigkeitsbezeichnungen die Auslese pädozentrisch erfolgt, erhellt daraus, daß Hilde zunächst nur Tätigkeiten benennt, die sie selber vollbringt und gern vollbringt . . «, findet sich weder bei ihm noch anderen Kinderforschern ein Vermerk über eine Laut- oder Silbenwahl für die oben erwähnten Vorgänge. Da kein Grund vorliegt anzunehmen, daß den beobachteten Kindern diese Prozeduren niemals Lustgefühle und deshalb ihr Interesse nicht erregten und ebensowenig, daß ihnen die notwendige Dressur ohne Worte beigebracht wurde, so bleibt nur der Ausweg, die scheinbare Abnormalität dieser Kinder durch eine sorgfältige Ausmerzung aller »anstößigen« Bezeichnungen — nicht aus der Kindersprache — wohl aber aus der wissenschaftlichen Verwertung zu erklären; denn wie anders ist die Realität der Kinderstube! Meines Neffen erster Wortschatz umfaßte im zwölften Monat vier Silben: Ei, A-a, Bah, Na-na, den Hauptinteressen seines jungen Daseins entsprechend, Essen, Verdauen, Schlafen, ins Freie Gehen und Kundgeben seines Willens. Und warum sollte auch das kleine Kind, dem noch jedes Verständnis für Ästhetik fehlt, aus eigenem Antrieb gerade die sichtbaren Vorgänge des Stoffwechsels unbeachtet lassen, die ihm von den frühesten Tagen Lust- und Unlustgefühle, Lob und Tadel je nach Erfolg und Willfährigkeit einbringen? Nur das Ehepaar Scupin berichtet im Tagebuch über ihr Söhnchen, »daß es sich von jeher für alle Funktionen seines Körpers lebhaft interessierte.« Der kleine Junge unterscheidet sich in diesem Interesse gewiß nicht von all den anderen kleinen Kindern, die beobachtet wurden und werden. Für jedes Kind ist die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse

[1]) C. u. W. Stern, l. c. pag. 179, 180.

nicht nur als Akt, wie dies auch Compayré zugesteht, eine Quelle der Lust, sondern ebenso die Produkte derselben. Was aber so intensiv und dauernd den Geist des Kindes beschäftigt, dafür sucht er einen Ausdruck, einen Namen zu gewinnen, der selbstverständlich auch in keiner Kinderstube fehlt. Aus der Anal- und Urethralerotik stammt vielleicht der größte und frühest erworbene Teil des Laut- und Wortschatzes des ganz kleinen Kindes. Denn in erster Linie sind das Lallen und die frühesten Sprechversuche Betätigung des infantilen Willens zum Zweck von Lust- und Unlustäußerungen und diese sind wieder im stärksten Ausmaße an den Verdauungsprozeß gebunden. Natürlich ist auch die zweite Wurzel der Sprachentwicklung, die Nachahmung, in ihrer eminenten Bedeutung nicht zu übersehen. Aber hier handelt es sich in diesem Alter ja wieder vornehmlich um die Bezeichnungen der körperlichen Funktionen.

Daneben die ganze Stufenleiter von Zärtlichkeitslauten, mit denen jede Mutter, vielleicht unbewußt, aus den Erinnerungsspuren ihrer eigenen Urzeit schöpfend, ihr Kind ergötzt, besänftigt, einschläfert — bei aller Unverständlichkeit eine Sprache voll Liebe und Logik, das rechte Bindeglied zwischen Mutter und Kind. Es liegt vielleicht ein tiefer Sinn in dem Stammeln des Knaben, der, so oft er unglücklich war, »ma-ma«, in froher Laune »da-da« rief! Ist doch in allem Schmerz die Mutter diejenige Person, die zuerst herbeieilt, den Liebling tröstet und dem Unheil abhilft, indes der Vater (im ersten Lallen des Kindes häufig »da-da« genannt) mit dem Kinde meist scherzt, sich mit ihm also in der Regel in fröhlicher Stimmung beschäftigt. Daß Kinder oft so lange an den Lallauten des ersten Jahres festhalten, ja daß diese im Leben der Erwachsenen im Moment des höchsten Liebesgenusses wiederkehren, ist die Erinnerung an das wortarme, durch Gebärden und sinnlose Laute bekundete Liebesbedürfnis und -verständnis in der allerersten Kindheit. Die unleugbare Tatsache, daß jedes Erlebnis, das dem Kinde in sexueller oder erotischer Weise einen Eindruck macht, auch zur Bereicherung seines

Wortschatzes beiträgt, wird leider als unwesentlich beiseite geschoben.

Eine besondere psychische Bedeutung kommt den Lallmonologen und der Echolalie des Kindes zu. Die ersteren zeigen in ihrem an bestimmte Situationen gebundenen Auftreten deutlich ihren Zusammenhang mit dem Gefühlsleben; sie sind fast bei allen Kindern beim sanften Wiegen im Wagen, bei den Schaukelbewegungen auf dem Arme der Mutter, aber auch als Nachwirkung von Zorn und Enttäuschung zu beobachten. In diesem Falle sind dem Kinde die Lallmonologe ebenso ein Ersatz für einen wider Erwartung verweigerten Liebesbeweis, wie wir dies früher von Ludeln gehört haben. Die Muskeltätigkeit gewährt ihm soviel Lust, daß es bald auf die ursprünglich begehrte Sache vergißt, d. h. verzichtet. So bildeten meinem kleinen Neffen gewisse Silbenverbindungen ä bä bä — bä bä rrr — von seinem siebenten bis dreizehnten Monat eine unermüdlich wiederholte Abwehrreaktion gegen Abstellung onanistischer Akte. In treffender Weise charakterisiert Sully[1]) die starke Gefühlsbetonung des Lallens für das Kind: »Das Kind hört die von ihm hervorgebrachten Laute und sie gefallen ihm.« (In der zweiten Auflage der deutschen Übersetzung 1897 findet sich an dieser Stelle der noch weit bezeichnendere Ausdruck »und er verliebt sich in sie«.) »Von diesem Augenblicke an beginnt er das Lallen aus Freude, welche dieses bringt, fortzusetzen. Wir sehen den Keim eines solchen, das Vergnügen suchenden Lallens in den weitschweifigen Wiederholungen desselben Lautes.« Das Kind gelangt ins Stadium der Echolalie, bei welcher neben den in ihrer oftmaligen Wiederkehr lustvoll empfundenen Muskelbewegungen im Rhythmus ein neuer lustauslösender Reiz zu suchen ist. Gleichzeitig bietet sich dem Nachahmungstrieb Gelegenheit zur Betätigung. Die starke Beteiligung des infantilen Narzißmus spricht sich gerade bei den ersten sprachlichen Neuerwerbungen am unverhohlensten aus. Das kleine Bauernmädchen Ella, das durch

[1]) J. Sully, Untersuchungen über die Kindheit; deutsch v. Stimpfl pag. 113.

die liebevolle Beschäftigung seitens einer alten Dame im zehnten Monat erst zu einigen Lallversuchen angeregt wurde, wiederholte die imitierten Silben unermüdlich und mit deutlichen Zeichen von Stolz und Selbstzufriedenheit. Ähnliches enthalten die Aufzeichnungen Scupins[1]) über den Eindruck der Echolalien ihres Kindes auf dasselbe. Das »verschmitzte Lächeln« vor dem Versuche, die »komisch-wichtige Miene« während desselben lassen keinen Zweifel, wie intensiv das Gefühlsleben durch die ersten intellektuellen Leistungen beeinflußt wird.

V. Entwicklung der ethischen Gefühle.

Noch lange bevor dem Säugling der sprachliche Ausdruck seines emotionellen Lebens möglich ist, verraten uns Gesten und Mimik das Erwachen der Gefühle. Auf diese Weise vermag das Kind frühzeitig seine Zu- und Abneigung auszudrücken. Wir sind häufig eben wegen der Unvollkommenheit der Mitteilungsfähigkeit auf dieser Lebensstufe ganz im Unklaren, warum das Kind sich zu einer Person hingezogen fühlt, indes eine andere ihm deutlich einen Widerwillen einflößt. Der tiefste und wichtigste Grund hiefür mag wohl in einem unbewußten Vergleiche mit der allerersten Pflegeperson, in der Regel der Mutter, liegen; das Kind sucht dieselben Handreichungen, dieselbe Stimme, Statur, ja die gleichen Bewegungen wie bei ihr, und das Fremde, das sich ihm an unbekannten Personen aufdrängt, empfindet es als Neuartiges, Feindseliges (Neomismus). Freud hat nachgewiesen, wie die Objektwahl des Mannes meist zurückgeht auf die Person der Mutter und ähnliche Beziehungen gelten für die Gestalt des Vaters im Liebesleben des Weibes. Die Sonderstellung von Vater und Mutter im Gemütsleben des Kindes ist durch das Familienleben bedingt. Daß auch bei Kindern, die ihre erste Jugend fern von ihnen verbrachten, sich oft eine schwärmerische Liebe zum einen oder anderen Teil entwickelt, hat seine Ursache in zweierlei: Erstens wird dem Säug-

[1]) Scupin, l. c. I. pag. 33.

ling niemals von fremden Wartepersonen eine Zuneigung in so hohem Maße geschenkt wie von den eigenen Eltern und niemals in dem Maße, als sie der Liebesbedürftigkeit des Kindes entspricht. Zum zweiten aber fühlt das heranwachsende Kind diesen Mangel doppelt, wenn es seine Altersgenossen im liebewarmen Kreise der Familie aufwachsen sieht. Die Meinung, daß die infantile Seele die allerersten Regungen der Zuneigung den Eltern zuwendet, widerspricht nicht der Freudschen Auffassung, die Säuglingszeit sei die Periode reinen Autoerotismus. Weil dem Kinde sein Ich Mittelpunkt alles Geschehens, Empfindens, Fühlens ist, wendet es seine junge Liebe naturgemäß den Personen zu, die sich vom Anbeginn seiner Pflege widmen. Es trifft die Objektwahl unbeschadet seiner paedozentrischen Weltauffassung; ja sie ist eine Folge derselben. So oft aber dem Säugling weniger Liebe zu teil wird, als es seinem Verlangen entspricht, sucht er Ersatz in seinem eigenen Ich. Das egozentrische Gepräge des infantilen Gefühls- und Geisteslebens wird durch das Übermaß der elterlichen Zuneigung noch verstärkt und tritt oft schon in der zweiten Hälfte des ersten Jahres als deutliche Eifersucht zu Tage. Tiedemanns Söhnchen[1]) geriet mit acht Monaten in die größte Aufregung, als seine Mutter scherzweise ein fremdes Kind an ihre Brust legte. Das Kind fühlt sich auf dieser Lebensstufe bereits so innig verknüpft mit der Mutter, die ihm Quelle der Nahrung und noch mehr der Lust ist, daß er auf ihren Besitz nicht verzichten will. Aus diesem Verhältnis entwickelt sich wahrscheinlich das erste Verständnis für den Begriff des Eigentums, das ja wesentlich durch die oft gehörte beliebte Frage der Eltern: »Wem gehörst du denn?« gefördert wird. Was dem Kinde zu eigen ist, darauf verzichtet es nicht ohne heftige Gegenwehr, vor allem aber begibt es sich nicht freiwillig der Fürsorge und Liebe der Mutter. So kommen all die kleinen Listen zu stande, durch die schon der Säugling die Mutter in ihren häuslichen Beschäftigungen stört; er ver-

[1]) Tiedemann, l. c. pag. 24.

steht es, die körperlichen Bedürfnisse stets während der Mahlzeiten der Erwachsenen, da er sich der allgemeinen Aufmerksamkeit entrückt merkt, verrichten zu müssen und die Mutter, sowie sie sich abends zur Ruhe gelegt, durch heftiges Schreien zu sich zu rufen. Aus all diesen Veranstaltungen spricht klar das hohe Liebesbedürfnis, ja die Eifersucht des Kindes, die Mutter solle sich nicht mit anderen Dingen beschäftigen, sondern ihre ganze Liebe ihm zuwenden. Dies wissen auch die einfachsten Mütter genau, wie ihr häufiges Schelten: »Wie ich nur aus dem Zimmer gehe, schreit der Fratz schon!« beweist.

Gleich der Eifersucht entspringt auch der Zorn dem unbefriedigten Liebesverlangen des Kindes. Da diesem die Auffassung für die Gründe des Versagens fehlt, so bedeutet ihm ein solches einen Mangel an Liebe, den es mit Wutausbrüchen beantwortet und zugleich sind ihm diese eine lustvolle Betätigung seiner Muskelkraft; schon längst ist dem Kinde die zornauslösende Ursache entschwunden, aber noch tobt und strampelt es bis zur physischen Erschöpfung. Auch das Steifmachen des Körpers, das bereits im zehnten Monat geübt wird, ist sowohl ein Ausdruck zornigen Eigensinns als einer starken Muskelerotik. Das Ehepaar Scupin[1]) berichtet von seinem Jungen aus dem siebenten Monat: »... In ähnliche Wut gerät das Kind, wenn man es in den Wagen setzen will, während es gerade den Wunsch hat, getragen zu werden. Es bekommt alsdann einen roten Kopf, quietscht heiser und macht den Körper hartnäckig steif, so daß es geradezu eine Unmöglichkeit wird, es niederzusetzen. Weil sich die Mutter durch diese energische Willenskundgebung mehrmals bewegen ließ, dem Knaben den Willen zu tun, hat er sich wohl den Erfolg des Steifstrekkens gemerkt, denn wir beobachteten in letzter Zeit häufig, daß er bei heftigem Verlangen nach etwas plötzlich den Körper steif machte und sich nach hinten warf, als erwarte er von dieser eigensinnigen Bewegung einen Erfolg.« Auch schon im sechsten Monat übte er dieses Steifmachen des

[1]) Scupin l. c. I., pag. 21.

Körpers, sobald er des Alleinseins überdrüssig, nicht sofort die ungeteilte Aufmerksamkeit seiner Umgebung auf sich gerichtet sah. Aus dieser Zeit[1]) berichten die Eltern, wie das Antlitz des Knaben deutlich die ihn gerade beherrschenden Affekte, Zorn, Eigensinn, Furcht, Mutwille, Enttäuschung spiegelt. Solche Beobachtungen widersprechen in ihrer psychischen Deutung der Auffassung Preyers, der in derartigen Bewegungen, die er zwar selbst als Mittel gegen gewaltsames Hinlegen bezeichnet, keine selbständige Überlegung erblikken will.

Erwägen wir die Mannigfaltigkeit und die Konsequenz, mit welcher bereits der Säugling um Liebe wirbt, wie sein Verlangen nach ihr die Form der Zärtlichkeit, der Eifersucht, des Zornes, der List annimmt, wie der ungestillte Liebestrieb sich in Stunden des Trotzes auf die autoerotische Befriedigung zurückzieht, so leuchtet uns die hohe Bedeutung der Eltern-, namentlich der Mutterpflichten ein. In ihrer Erfüllung ist das Fundament gegeben, auf dem sich der Charakter des Menschen entwickelt. Es bedeutet einen dauernden Mangel an Liebe, eine ewig währende Sehnsucht nach diesem Gefühle im reifenden und erwachsenen Menschen, wenn sie in der allerersten Kindheit gefehlt. Von jedem liebevollen Blick, jeder sanften Berührung, die dem Säugling zu teil wird, bleibt eine Erinnerungsspur und all diese freundlichen Eindrücke verweben sich zum lichten, strahlenden Hintergrund, von dem sich die hellen und dunklen Töne des späteren Lebens abheben. Hat auch der Mensch keine greifbare Erinnerung an jene ersten Monate, so sind sie dennoch nicht wirkungslos geblieben für seine seelische Entwicklung. In die Träume der Erwachsenen, die dem Laien ganz unerklärlich und ungereimt dünken, senden sie zarte Fäden und erfüllen diese mit Wünschen der frühesten Kindheit; so hat W. Stekel in seiner »Sprache des Traumes« nachgewiesen, wie die sogenannten Ammenträume bis ins erste Lebensjahr zurückgreifen. Ich kann dies aus meinen eigenen Erfahrungen bestätigen. Bis vor kurzem hatte ich wiederholt einen

[1]) Scupin l. c. I., pag. 18.

recht quälenden Traum, der der Freudschen Auffassung, jedem Traum liege eine Wunscherfüllung zu Grunde, zu widersprechen schien: Ich träumte nämlich, daß ich mich bald in einem Park, bald in einem Wohnraum mit einem von Nervenkrämpfen befallenen Mädchen, das sich mir in der zudringlichsten Art anzuschmiegen suchte, befassen sollte. Die starke Aufregung beim Erwachen und die mehrere Stunden anhaltende Depression infolge des aus dem Traume bewahrten Bildes der verzerrten Gesichtszüge des Kindes ließen den Gedanken eines Traumwunsches nicht aufkommen. Eine eingehende Selbstanalyse aber ergab, daß hier eine Identifikation mit mir selbst vorlag; als Kind von 2 bis 4 Monaten litt ich an den heftigsten Fraisenanfällen, infolge deren ich ununterbrochen schrie und deshalb fortwährend auf dem Arme herumgetragen wurde. Es ist die Vermutung nicht ausgeschlossen, daß diese Anfälle hysterischer Natur waren oder mindestens einer solchen Komponente nicht entbehrten; wurde doch ein Symptom derselben durch viele Jahre festgehalten, ein nervöser Kopfschmerz, bei dem ich ebenso mit dem Kopfe das Kissen zerwühlte, wie ich — nach Angabe meiner Eltern — damals nicht eher vom Schreien abließ, als bis mein Kopf über den ihn stützenden Arm nach rückwärts hinabhing. Mit diesem Traum suchte mein Unbewußtes sich in die ersten Wochen der Kindheit zu versetzen, um mir so viel Liebe zu sichern, wie sie einem nur in Tagen schwerer Krankheit, zumal in der Kindheit, zu teil wird. Seit der Zurückführung dieses Traumes auf seine infantile Wurzel stört er nicht wieder meine Nachtruhe — ein klarer Beweis für die Richtigkeit der Lösung.

Da die Hilflosigkeit des Wiegenkindes stets den neuen Ankömmling zum Mittelpunkt der Familie macht, so spielt in diesem Alter die für die folgenden Jahre so bedeutsame Stellung des einzigen Kindes noch keine hervorragende Rolle. Dagegen gehen Zwillinge in ihrem psychischen Werden einen besonderen Weg, was sich beim Ablauf der ersten seelischen Regungen zu erkennen gibt und dem ganzen Leben einen bestimmten Grundton verleiht. Die Merkzeichen dieser besonderen Entwicklung zeigen sich dem aufmerksam

Beobachter schon um die Mitte des zweiten Halbjahres. Vor allem kommt es hier nicht selten zu ausgesprochenen Eifersuchtsszenen. Das Stillungsgeschäft, das Bad bieten dem kleinen Erdenbürger reichlich Gelegenheit, eine Bevorzugung des Zwillingsgeschwisters durch lebhaften Protest zu vereiteln. So kenne ich zwei Knaben, von denen der eine während des Badens des anderen aus dem Zimmer getragen werden mußte, da er die Beschäftigung mit jenem als eine Zurücksetzung seiner eigenen Person ansah. Derselbe Junge duldete nicht, daß die Mutter seinem Bruder eher die Brust reichte, als er seine Nahrung von der Amme empfing. Möglicherweise empfand er von einem bestimmten Zeitpunkte ab die Tatsache an sich, nicht auch von der Mutter genährt zu werden, da sie beiden sonst die gleiche Zärtlichkeit zuwandte, als einen Mangel an Liebe. Beim zweiten Knaben entwickelte sich eine reine, von aller Eifersucht freie Zuneigung zum Bruder, die selbst eine zeitweilige Trennung der Kinder unmöglich machte. Die beiden Knaben, jetzt siebenjährig, haben im großen und ganzen die Grundzüge ihres damaligen Wesens bewahrt, indem sich beim einen eine rührende Liebe und Abhängigkeit, beim anderen eine von stets wachsender Eifersucht getrübte Zuneigung entwickelte. In ähnlicher Weise vollzieht sich auch zumeist sich die psychische Entfaltung weiblicher Zwillinge.

Ganz anders verhalten sich Zwillinge verschiedenen Geschlechts. Bei ihnen tritt schon in den letzten Monaten des ersten Lebensjahres ein ausgesprochen erotisches Verhältnis in den Vordergrund. Die Mutter zweier solcher Kinder bezeichnete mir gegenüber deren Verhalten gegeneinander als »geradezu verliebt«. Zur Zeit, da sie begann, ihnen die ausschließliche Milchnahrung — sie hatte beide Kinder selbst genährt — durch gemischte Kost zu ersetzen, wurde der Knabe nicht müde, seinem Schwesterchen von jeder Speise etwas abzugeben, ehe er sie verzehrte; eins wollte ohne das andere nicht spazieren gefahren werden. Die Liebe des Knaben nahm schon im zehnten bis elften Monat einen bewundernden, die des Mädchens einen hingebenden Charakter an, Züge, die sich später noch be-

deutend verstärkten und den Zwillingen bald die Bezeichnung »Liebespaar« eintrugen.

Es wäre für die spätere Entwicklung von Zwillingen von hohem Werte, ihre Kindheitsgeschichte genau aufzuzeichnen. So ließen sich daraus zum großen Teil die so häufige Einseitigkeit dieser Menschen, ihr stetes Abhängigkeitsgefühl und -bedürfnis, ihr scheues, stilles Wesen und endlich ihre Unfreiheit im Liebesleben erklären.

Eine der frühesten rein egoistischen Gemütsbewegungen des Kindes ist die Furcht. Sie entstammt der Intelligenz und der Phantasie; beschränkt sich die erstere beim Säugling auch noch auf die primitivsten Vorgänge der Assoziation und ist die Arbeit der letzteren infolge des Mangels der Wortsprache für die Umgebung kaum bemerkbar, so müssen doch Ideenassoziationen und leiseste Vorstellungen von Gefühlen vorhanden sein, die im Säugling Furcht auslösen. Insbesondere scheint ihm alles Neue Unlustgefühle zu erregen, die der Ausdruck »einer instinktiven Ahnung eines möglichen Übels« sind. Neben der Neophobie ist dem Kinde charakteristisch die Furcht vor der Dunkelheit, die allerdings in der Regel im ersten Jahre noch selten auftritt, wiewohl gerade in diesem Alter durch die allgemein verbreitete Gepflogenheit, den Säugling das Schlafzimmer der Eltern teilen zu lassen, der Grund zu ihr gelegt wird, was ich an späterer Stelle erörtern werde. Weit früher als die Furcht vor der Dunkelheit zeigt sich die vor Strafe; sie ist die Wurzel des Schuldbewußtseins; sie stellt sich ein, sobald das Kind im stande ist, zu erinnern. Das Zurückschrecken des Säuglings vor der schlagbereiten Hand ist nicht allein instinktive Abwehr, sondern es weist auf recht komplizierte Denkprozesse hin. Aber gerade die Furcht vor Strafe entbehrt nicht der masochistischen Wollustkomponente. Das Kind fordert durch die Wiederholung verbotenen Tuns förmlich die Ahndung desselben heraus. Der Schmerz, den ihm der Schlag verursacht, der in der Regel kaum die Grenze einer etwas heftigen Liebkosung überschreitet, ist häufig gering im Vergleiche mit der Lust aus der Reizung der erogenen Zonen — Gesäß

und Handflächen —; und es sind gewöhnlich bloß der strenge Gesichtsausdruck und die begleitenden Scheltworte des Strafenden einziges Erkennungszeichen, daß es sich nicht um eine Zärtlichkeit handelt, und erst diese Erkenntnis löst das Weinen und Schreien aus.

VI. Die Träume.

Da dem Kinde im ersten Lebensjahre das mächtigste Mittel der Verständigung, die Sprache, noch ganz mangelt oder es diese bloß in wenigen die unmittelbare Umwelt bezeichnenden Lauten und Worten handhabt, bleibt uns ein tieferer Einblick in sein psychisches Leben während des Schlafes versagt. Wir können nur aus gewissen Bewegungen und Lall-Lauten schließen, daß auch auf dieser Entwicklungsstufe der Schlaf nicht traumlos verläuft. Man könnte die Bewegungen als ausschließlich reflektorische ansehen, wenn sie nicht häufig den Charakter des Gewollten deutlich an sich trügen. Sobald wir ausdrückliche Greif- und Tastbewegungen des schlafenden Säuglings wahrnehmen, die von einem Lächeln oder lauten Lachen, von weinerlichem Stirnrunzeln oder kleinen Zornlauten begleitet sind, dann werden wir in der Annahme, das Kind träume, kaum einen Trugschluß machen. Wenn ein zehnmonatiges Kind, welches dem neuen Kindermädchen eine so starke Sympathie entgegenbringt, daß es nur mehr von ihm betreut sein will, täglich vor dem Erwachen seinen Notruf »A-a« ertönen und sich dann beschmutzt auffinden läßt, so erkennen wir in solchem Handeln unschwer den Mechanismus der Bequemlichkeitsträume späterer Kinderjahre. Das Kind träumt, die notwendigen Vorbereitungen seien schon eingeleitet und durch diese Vorspiegelung erkauft das Unbewußte ein Recht, das dem Kinde im Wachen verwehrt ist und Strafe nach sich zieht; ebenso dürfte der Säugling durch die Freiheit des Traumes die Zeitfolge in seinem Handeln vortäuschen, indem er erst ruft, wenn er bereits sein Bedürfnis befriedigt hat. Ich kann dem Einwand nicht beipflichten, daß dem Kinde in diesem frühen Alter der Intellekt zu so komplizierten Schlüssen fehle und daß es einfach durch das Gefühl der

Nässe und des Unbehagens aus dem Schlafe geweckt werde. Bedenkt man, wie witzig der beschränkteste, wie phantasiereich der nüchternste Erwachsene sich mitunter im Traume zeigt, so darf man ruhig annehmen, daß Denkprozesse, wie wir sie ja auch im Wachleben des Säuglings kennen gelernt, dem Traume nicht fehlen, der allein verbotenen Wünschen keine Versagung setzt. Die Wunscherfüllung, zu der der Traum des Erwachsenen, ja schon des größeren Kindes, nur auf weiten durch die Zensur vorgezeichneten Umwegen führt, tritt beim ganz kleinen Kinde unverhüllt zu Tage. Ein elfmonatiger Knabe, der seine erste Peitsche bekommen, machte im Nachmittagsschlafe deutlich Peitschbewegungen und versuchte mit Lippen und Zunge die von den Erwachsenen gehörten Schnalzlaute zu imitieren durch ein leises »Hit, hit«. Ein Mädchen, das wenige Tage vor Vollendung seines ersten Lebensjahres aufs Land gebracht, daselbst am ersten Tage unaufhörlich in einem Wasserbottich geplantscht hatte, wiederholte diese Bewegungen in der darauffolgenden Nacht und ließ dabei ein vergnügtes Lachen hören. Solche offenkundig lustvolle Träume bekundet auch das Schmatzen mit den Lippen, das wahrscheinlich auf der Vorstellung des Saugens beruht. Und da wir wissen, daß es sich bei der Benützung der Peitsche um sadistische Gelüste handelt, die große Vorliebe der Kinder für das Wasser auf eine stark entwickelte Urethralerotik hinweist, so würde die eingehende Beobachtung solch infantilen Traumlebens wertvolle Beiträge zur Traumdeutung liefern. Auf diese Weise ließe sich als zweite oder vielleicht wichtigste Wurzel der Treppenträume, die, wie aus dem ruckartigen Zusammenfahren des Körpers und dem ängstlichen Gesichtsausdruck während des Schlafens zu entnehmen ist, schon im dritten Viertel des ersten Lebensjahres auftreten, eine gesteigerte Muskelerotik erkennen. Es würde sich dartun, wie auch auf der vorsprachlichen Stufe der latente Trauminhalt selten eines sexuellen oder erotischen Motivs entbehrt, ja wie er beim ganz kleinen Kinde eigentlich nicht verborgen ist, sondern alles unverhüllt zu Tage tritt, wie es empfunden und gefühlt wird. Das Studium der Kinder-

träume würde uns erklären, warum gewisse Traumerlebnisse mit solcher Zähigkeit unser ganzes Leben begleiten; ich meine die Träume von unendlichen Wasserflächen, vom Herabstürzen von endlosen Stiegen, die Exhibitionsträume mit ihrer tödlichen Verlegenheit des Träumers, wenig oder nicht bekleidet in einer Menschenmenge sich zu zeigen. Eben die letztgenannten könnten wir wiederfinden in dem Schlafhandeln der Kleinsten. Hat doch das Einwickeln des Säuglings am Abend keinen anderen Zweck, als eine Erkältung infolge des Nacktliegens zu verhindern, um so mehr als die Entblößung stets den unteren Leibespartien gilt, indes Kopf und Gesicht sich fest ins Kissen wühlen.

Die Spielzeit.

Die Spielzeit, die goldenen, seligen Kindertage, welche die Dichter preisen als Schönstes, das jedem Menschen nur einmal beschieden, reicht mit ihren ersten Anfängen zurück in das Säuglingsalter, entfaltet sich zur vollen Herrschaft in den Jahren, ehe dem Kinde zum erstenmal das Wort Pflicht mit ehernem Klange seine Fesseln kündet beim Eintritt in die Schule, und sendet ihre goldenen Fäden in die Stunden, da täglich die Schule ihre Pforten öffnet und unter hellem Jubel ein Strom ungestümen Kinderlebens ihrem Zwange enteilt. In der köstlichen Zeit von einem bis sechs Jahren aber ist das ganze kleine Menschenkind zu nichts anderem und nichts Besserm auf der Welt, als zum Spielen vom Morgen bis zum Abend. Ja selbst die Forderungen der Körperpflege, die Ansprüche, die das Familienleben auch den Kleinen schon auferlegt, macht es dem Spiel dienstbar und noch in seine Träume nimmt es seine kleinen Spielwünsche, um am nächsten Morgen in gleicher Weise sein Tagewerk zu beginnen. Denk- und Gefühlstätigkeit, jede Willensäußerung steht unter dem Zepter des Spieles, jedes Ding wird dem Kinde zum Spielzeug; alle Erlebnisse im Elternhause werden in das Spielprogramm aufgenommen und selbst die Tragik von Krankheit und Tod verliert dem spielenden Kinde ihren Schrecken.

K. Groos unterscheidet in seinem schönen Buche »Die Spiele der Menschen« die Spiele in ein spielendes Experimentieren und eine spielende Betätigung der Triebe II. Ordnung. In der experimentierenden Beschäftigung sind die sensorischen und die motorischen Apparate ebenso tätig, wie die intellektuellen Fähigkeiten, die Gefühle und der Willen geübt werden. Zu den Spielen, in denen die Betätigung der Triebe II. Ordnung zum Ausdrucke kommen, rechnet Groos

die Kampf-, die Liebes-, die Nachahmungs- und endlich die sozialen Spiele. All diesen Variationen des Spieles begegnen wir schon im zartesten Kindesalter.

I. Der Körper und seine Funktionen im Dienste des Spieles.

Beim experimentierenden Spielen in der ersten Kindheit erfährt der eigene Körper eine besondere Bevorzugung, denn er ist Akteur und Zuschauer zugleich bei dieser autoerotischen Betätigung. Keine Stelle des Leibes ist zu entlegen, als daß aus ihr nicht Lust geschöpft werden könnte, und diese ist auch dem kleinsten Kinde Zweck des Spieles. Erstaunen und Neugier beim Betasten der Glieder wandeln sich zu heller Freude, wenn diese dem Willen des Kindes sich fügen und ihm zum lieben Spielzeug werden, das niemand ihm entreißen kann. Aber auch dann, wenn längst der eigene Körper von der Umwelt scharf getrennt wird, bleibt er der Kinderseele voll hohen Reizes. Der schon im ersten Lebensjahre geübte Autosadismus findet reiche Befriedigung in den tausendfachen kleinen Selbstquälereien des Kindes, die es lachenden Mundes sich zufügt. Es fühlt kaum einen Schmerz, wenn es seinen Finger immer wieder mit einer Schnur fest umwickelt, bis er blau und kalt ist, es schlägt sich »zum Spaß« und reißt sich am Haar und freut sich daran. Mein Neffe klemmte im vierten Lebensjahre wiederholt seinen Fuß in einen eisernen Schürhaken und lief so unter dem lachenden Rufe: »Au, au, ich kann's nicht aushalten«, im Zimmer umher. Ebenso läßt sich die Überraschung, die ein noch nicht sechsjähriger Junge seiner Mutter bereitete, indem er sich mittels einer an der Türklinke befestigten Schnur jeden zweiten Zahn im Ober- und Unterkiefer ausriß, kaum anders als autosadistisch deuten. Es gibt vielleicht nicht ein Kind, das nicht — oft bis in die Zeit der beginnenden Reife — seine Freude daran fände, durch wiederholten Lidschluß und Hineinstarren in eine Flamme sich selber zu blenden, wie durch rasches Auflegen der Hände auf die Ohren die Geräusche des Alltags zu einem Chaos verschwimmen zu machen. Bei all diesem Experimentieren spielt natürlich der Ehrgeiz, »es am längsten auszu-

halten«, eine große Rolle. Und wer hätte nicht als Kind absichtlich von sauren, bitteren Dingen gekostet, deren Geschmack ihm bereits unliebsam bekannt war, nur aus Mutwillen, aus Prahlerei und Großtuerei? In dieses Kapitel gehört ja auch das freiwillige Verspeisen von Maikäfern, Würmern usw. seitens größerer Kinder, besonders Knaben — natürlich nur vor bewundernden Zuschauern. Niemals fehlt Kindern, die sich gern in dieser Weise produzieren, eine stark sadistische Ader.

Weil dem kleinen Kinde anfangs jeder Ekel fehlt und später dieser nur an Stelle der durch die Erziehung verdrängten Lust an verpönten Dingen getreten ist, ohne daß sie erstorben wäre, beschäftigt es sich nach wie vor gern mit den Produkten und dem Vorgange der Defäkation. Das ursprüngliche Interesse ist um nichts geringer worden, das Kind hat nur in der Regel oft schon im dritten, sogar im zweiten Lebensjahre gelernt, es bis zu einem gewissen Grade zu maskieren. Aber trotzdem bricht die Freude an allem, was mit diesem Prozesse zusammenhängt, gelegentlich unverhüllt durch. Muß aber das Kind auf jede solche Äußerung verzichten, dann sucht es mitunter Ersatz in der Enuresis nocturna. Ein Knabe von neun Jahren, der sie bis zu diesem Zeitpunkt noch geübt, berichtet, wie er mit vier Jahren bei einer Tante auf dem Lande lebend, täglich »zu seinem Vergnügen« das Bett genäßt habe, weil ihm das Liegen im Warmen und das Trocknen des Leintuchs unter dem angepreßten Körper so wohlig gewesen sei. Dabei habe er »gespielt«, er bekomme warme Umschläge, wie seine kurz vorher nach einer verfrühten Entbindung an Bauchtyphus erkrankte Mutter. In dieser Phantasie liegt natürlich der Kernpunkt des Spiels; er identifiziert sich einerseits mit der geliebten Mutter, anderseits spielen die Schwangerschaft und die unerwartete vorzeitige Entbindung eine große Rolle; denn »er habe sich immer so an das Leintuch gepreßt, daß der Bauch ganz eingedrückt wurde.«

Das Spiel mit dem eigenen Körper und dessen Funktionen erfährt eine weitere Ausgestaltung, sobald das Kind Gelegenheit hat, mit Altersgenossen zusammenzutreffen. Der

Exhibitions- und Schaulust bietet sich ein weites Feld und bei ihrer Betätigung werden die ersten Freundschaftsbündnisse geschlossen. So wurde aus dem dritten Lebensjahre meines Neffen notiert, daß er voll Freude berichtete, ein neunjähriges Mädchen habe sich mit ihm ins Badezimmer eingeschlossen und sich ihm nackt gezeigt. Und seine Mutter hörte zur selben Zeit, wie er eine kleine Freundin im Garten zu ähnlichen Enthüllungen aufforderte, indem er als Gegenleistung versprach, sich selber ihr zu zeigen. Ebenso weiß ich von einem fünfjährigen Mädchen, daß es während des mit dem dreieinhalbjährigen Brüderchen gemeinsamen Bades wiederholt nach dessen Membrum griff und auch der Knabe es liebte, Naturstudien an seiner Schwester anzustellen. Die Kinder nannten dies nach einer Reminiszenz an den vorhergehenden Sommer »Seebad spielen«. Der kleine Knabe O., der seit seinem dritten Lebensjahr häufig Irrigationen bekam, unterhielt sich damit, eine Spielkameradin in dieser Weise zu behandeln, während er die Prozedur von ihrer Hand als »Schweinerei« ablehnte. Hier ist die Verdrängung bereits so weit vorgeschritten, daß der eigenen Person nur eine aktive Beteiligung gestattet wird; die Ablehnung der Passivität deutet übrigens auch auf den widerwillig erduldeten Zwang in der Kinderstube hin. An solche frühe kindliche Erlebnisse knüpft auch das allgemein verbreitete »Doktorspiel« an, zu dem sich die Kinder bezeichnenderweise gern in einen dunklen Winkel zurückziehen.

In den ersten drei Lebensjahren kommt der Betätigung der Sinne eine so enorme Bedeutung für das Spiel zu, weil die Sinnesfunktionen zum großen Teil noch nicht voll beherrscht werden und der allmähliche sichere Gebrauch der Organe dem Kinde infolge des erwachenden Selbstvertrauens, des Stolzes auf die eigene Kraft und Geschicklichkeit, Lustgefühle auslöst. Dies gilt natürlich im höchsten Maße von den Muskeltätigkeiten beim Gehen, Laufen, Klettern, Springen. Das Kind wird nicht müde, immer wieder denselben Versuch zu machen, bis es endlich durch lautes Lachen, vergnügtes Schreien die Aufmerksamkeit seiner Umgebung auf seine

Leistung lenkt. Bei solchen Übungen kommt es nur bei heftigen Verletzungen zu Schmerzäußerungen — namentlich wenn allzu großes Mitleid den wahren Sachverhalt vergrößert — während der kleine Stoiker wiederholtes Niederfallen einfach als notwendiges Übel auffaßt und erträgt. Ein besonderes Vergnügen bereitet dem Kinde Klettern und Stiegensteigen,[1]) wahrscheinlich, weil die Anspannung der Schenkel- und der Bauchmuskeln sexuelle Gefühle auslöst. Der kleine Knabe O. kletterte mit zweieinhalb Jahren an den Messingstäben des Waschtisches bis zur Platte empor, und als die Mutter das Kind herabhob, bemerkte sie an ihm eine Erektion. Von keinem anderen Kinde liegen so eingehende Aufzeichnungen über die Lust am Klettern vor, wie von Shinns Nichte Ruth. Ohne daß die Autorin die sexuelle Bedeutung dieser Muskelbetätigung berührt, läßt sich aus der Hingebung und Ausdauer, mit der das Kind diese Übungen betreibt, und aus der starken lustvollen Reaktion — »Ihr ganzes Sinnen und Denken ist auf das Klettern gerichtet« — dieser Zusammenhang erkennen. Zugleich bietet sich der Kleinen Gelegenheit, ihre Neugier zu befriedigen, unbekannte Gegenstände, Vogelnester, Federn usw. zu untersuchen. Das Klettern der Kinder auf Stühle, Tische hat ja überhaupt häufig den Zweck, Dinge, deren Anblick oder Gebrauch ihnen von den Erwachsenen verwehrt ist, in den Bereich ihrer Hände zu bringen; sonach ist das Klettern älterer Kinder nicht allein als bevorzugte Muskelbetätigung, sondern als Auflehnung gegen Zwang und Verbote anzusehen. Als die Mutter des kleinen O. den Honigtopf vor ihrem Söhnchen auf einem hohen Schrank sichern wollte, erklärte dieser: »Das nützt dir nichts, Mama; ich steige auf den Sessel, von dort aufs Bett und dann auf den hohen Teil vom Bett; da kann ich ganz gut dazu«, und wurde tatsächlich ein paar Tage später dabei betroffen. Aus dem dritten Lebensjahre ihrer Nichte berichtet Shinn, daß sie zu dieser Zeit — und noch im siebenten Jahre — gern Treppen hinauf- und hinunterkletterte, »indem sie bald mit den Füßen,

[1]) Shinn, l. c. pag. 537—39, 545, 554 (»Ihr ganzes Sinnen und Denken war auf das Klettern gerichtet.«) 561, 575, 587.

bald mit dem ganzen Körper herunterrutscht und ruckweise nach unten gleitet.« Diese Art der Bewegung läßt auf unbewußte Onanie schließen, wie sie ja auch in späteren Jahren auf ähnliche Weise durch Hinabgleiten über Stiegengeländer, Klettern auf Bäumen und Pfosten gern geübt wird, weil ihr so, wenn sie dem Kinde längst ein verbotenes Tun bedeutet, der Charakter des Anstößigen genommen ist. Von frühester Jugend an liebt das Kind Schaukelbewegungen und es bleibt und verstärkt sich in der Regel diese Vorliebe, weil sich auch hier eine harmlose Gelegenheit zu sexueller Erregung bietet, die noch häufig in der dabei leicht zu befriedigenden Exhibitions- und Schaulust weitere Nahrung findet. Solange das Schaukeln eine passive Form des Vergnügens ist, darf auch die Beteiligung einer rein psychischen Komponente, des Verlangens nach Liebe und Fürsorge, nicht übersehen werden. Dieses spielt auch zum teil wenigstens eine Rolle bei dem kindlichen Gelüste des Werfens und Schleuderns, das erlischt, sobald niemand die geworfenen Gegenstände sucht. Neben der Freude an der starken Muskelarbeit, die das Kind hiebei aufwendet, schöpft es nicht geringe Lust aus dem Wohlgefühle, andere mit sich zu beschäftigen. Bei größeren Kindern kommt im Schleudern und Werfen nicht selten eine sadistische Regung zum Ausdruck. Je deutlicher sich das Kind seiner Muskelkraft bewußt wird, um so intensiver übt es dieselbe. Nur der schwächliche Knabe zieht sich instinktiv von dem Raufhandel seiner Gespielen zurück und dieses Gefühl der körperlichen Unmacht setzt häufig schon frühzeitig eine Verbitterung, die sich in Hinterlist oder in geistiger Überhebung Luft macht. Das normale kräftige Kind, zumal der Knabe, läßt keine Gelegenheit ungenützt, seine Körperkraft zu betätigen, und das uralte Spiel »Wer ist stärker?« bleibt ewig verlockend für seine Muskelerotik; die Ring- und Kampfspiele tragen so deutlich den Stempel der Sexualität, daß er kaum zu übersehen ist.

Wiewohl heute auch der gebildete Laie längst weiß, welch üble Folgen das Kitzeln für Kinder zeitigen kann, so wird doch dieser Tatsache zu wenig Wichtigkeit beigemessen.

Väter, Onkel, Großväter, überhaupt häufiger Personen männlichen Geschlechts, können es nicht unterlassen, Kinder durch Kitzeln zu jenem forcierten Lachen zu reizen, das in ein erzwungenes, nicht selten von konvulsivischen Zuckungen begleitetes Schreilachen ausartet und dann seine Ähnlichkeit mit dem Orgasmus übertemperamentvoller Erwachsener beim Geschlechtsakt nicht verleugnen kann. Ja, vielleicht ist die Eigentümlichkeit mancher Frauen, auf dem Gipfelpunkt der Lust in Tränen auszubrechen, durch derartige jugendliche Erlebnisse begründet worden. Shinn[1]) berichtet: »Im allgemeinen war es verboten, das Kind zu kitzeln. Dessenungeachtet kitzelte es der Großvater einigemale (im zweiten Lebensjahr). Diese Empfindung verursachte dem Kinde ein außerordentliches Lustgefühl. Es warf sich auf dem Schoße der Großmutter hintenüber und zeigte auf Brust und Hals mit der Bitte, es von neuem zu kitzeln. Als er nachgab, jauchzte es laut lachend auf, ein Ton, der nicht wie eine Reflexbewegung, sondern wie ein natürlicher Ausdruck der Lust klang.« Die Notiz über die Reaktion der kleinen Ruth gegen Kitzeln erscheint mir deshalb bemerkenswert, weil in ihr die dem Weibe atavistische Bewegung des Hintenüberwerfens bei sexueller Reizung besonders hervorgehoben ist. Bei Knaben beobachtet man beim Kitzeln weit mehr ein Herumwerfen der Glieder, Zusammenkrümmen und Aufschnellen des Körpers, also eine größere Aktivität im Gegensatze zur Passivität des Mädchens, eine Vorstufe des Verhaltens im einstigen Liebesleben.

Die starke Entwicklung der Hauterotik spricht sich bei vielen Kindern auch in gewissen Unarten aus, wie im fortgesetzten Kratzen der Kopfhaut, der Handfläche bis zur Bildung von Wasserbläschen, dem Herumschieben der Kleidungsstücke auf dem Körper, was übrigens häufig bloß Maske des Onanierens ist. Freud spricht die Vermutung aus, daß vor dem dritten Lebensjahr irgendwann und aus derzeit noch unerklärten Gründen die Säuglingsonanie erlischt, daß

[1]) Shinn, l. c. 235.

um diese Zeit eine Latenzperiode fällt, die jedoch bald einer Hochflut sexuellen Empfindens zwischen dem dritten und vierten Lebensjahr Platz macht. Zu diesem Zeitpunkte steht das sexuelle Interesse im Mittelpunkt des kindlichen Fühlens und Handelns, es nimmt die Masturbation wieder auf. Es ist viel über die physischen und psychischen Schäden geschrieben worden, welche dem Menschen aus der infantilen Selbstbefriedigung erwachsen. Man geht darin häufig zu weit. Es ist natürlich, daß man die verfrühte Betätigung des Sexualtriebes nach Möglichkeit abstellt, aber man muß dabei mit größter Vorsicht zu Werke gehen. Denn wir wissen aus den Analysen der Neurotiker, daß der Kastrationskomplex,[1]) der sich in der kindlichen Seele festsetzt, infolge der Androhung des Abschneidens des Gliedes oder des Fingers (in Stellvertretung) wegen Onanie so nachhaltig wirkt, daß er für viele Personen überhaupt nicht mehr aus dem Ablaufe des psychischen Geschehens auszuschalten ist und zur Quelle der psychischen Impotenz und anderer nervöser Angstzustände werden kann. Wenn man erst einmal gewöhnt sein wird, in den sexuellen Vorgängen nicht etwas Verpöntes zu sehen, das vor dem Kinde verheimlicht werden muß, wird man auch hier richtigere Wege gehen als bisher. Liebevolle Ermahnung, die diese Manipulationen als unschön, aber harmlos verweist, hilft mehr, als dem Kinde Furcht einzujagen. Der Mutter zuliebe verzichtet manches Kind auf diese Befriedigung, und rührend sagte mein Neffe im Alter von vier Jahren, da er diesbezüglich wiederholt ermahnt worden, eines Abends zu seiner Mutter: »Mutti, heut' hab' ich den ganzen Tag mein Zipferl nicht in die Hand genommen, außer wenn ich Wischi gemacht hab', natürlich; aber da warst du ja dabei!« So vermögen, wenn der Trieb nicht zu heftig und die Betätigung nicht zur Gewohnheit geworden ist, Liebe und Ehrgeiz mehr als unverstandene und deshalb verfehlte Strenge. In den tagebuchartigen Aufzeichnungen über die Entwicklung einzelner Kinder ist leider über diesen wich-

[1]) Er spricht auch aus der Furcht mancher Kinder vor dem »Haarschneiden«.

tigen Punkt auch nicht die leiseste Andeutung zu finden, und diejenigen Autoren, die sich mit dieser Frage befassen, bringen wieder nur spezielle Nota hierüber ohne Zusammenhang mit der übrigen Entwicklungsgeschichte des betreffenden Kindes. Dieses Herauslösen der sexuellen Komponente aus dem Gesamtbild einer Kindheitsgeschichte trägt wohl auch zum großen Teil Schuld, warum die Tatsache der infantilen Masturbation so hartnäckig übersehen oder geleugnet wird. Man sieht nur die Schattenseite, ohne zu bedenken, daß auch diesen Kindern — und sie machen die überwiegende Mehrheit der Jugend aus — liebenswerte Seiten nicht fehlen, ja daß eben starke Sexualäußerungen einfach die notwendige Kehrseite eines früh entwickelten Intellekts sind. Wenn wir ein Kind als »frühreif« bezeichnen hören, so werden wir nicht säumen dürfen, uns mancherlei erotischer und sexueller Äußerungen zu gewärtigen, denn das Interesse des »aufgeweckten« Kindes wendet sich naturgemäß mit Vorliebe jener Sphäre zu, aus der ihr so großer Lustgewinn erwächst.

II. Die Verstandesentwicklung.

Eine frühzeitige Entwicklung des Verstandes, die beim Kinde — entgegen den Erfahrungen bei Erwachsenen — nicht auf Kosten des Gefühlslebens, sondern fast immer Hand in Hand mit ihm geht, bedingt, daß das Kind Vorkommnisse des täglichen Lebens aufnimmt und verarbeitet, von denen die Umgebung glaubt, sie blieben dem Kinde unbemerkt oder »es verstehe sie nicht«. Diese Beobachtung zu machen, bieten »einzige« Kinder in weit höherem Maße Gelegenheit, als solche, die, im Kreise von Geschwistern aufwachsend, nicht so oft und nachhaltig der Sphäre der kindlichen Gedankenwelt entrückt werden. Die entzückenden Kinderworte, welche die ungehemmte Genialität der infantilen Seele ahnen lassen, lehnen sich in ihrem Ursprung eng an das Milieu, in dem das Kind aufwächst. Neugierde und Aufmerksamkeit sind die mächtigsten Hebel, die die Denkprozesse einleiten. Wie das Kind alles, was ihm erforschenswert erscheint, nicht

ohne Reaktion vorübergehen läßt, haben wir schon bei der Charakterisierung des Säuglingsalters beleuchtet, und das Gesagte gilt mit bedeutender Verstärkung für die folgenden Jahre. Es fragt sich nun, an welche Materie knüpfen die ersten Begriffe, Urteile, Schlüsse an? Ohne zu übertreiben, können wir sagen: an die Vorgänge der Ernährung und der Verdauung; besonders die letztere wird dem Kinde durch die erziehlichen Einflüsse von so ungeheurem Interesse, daß es nicht erst einer konstitutionellen Verstärkung bedarf, dieselbe in den Mittelpunkt seiner Gedanken und seines Spieles zu stellen. Die Anal- und Urethralerotik hat bereits beim Säugling so kräftig Wurzel geschlagen, daß sie in späteren Jahren nicht ohne Verzicht aufgegeben wird. Das Zurückhalten der Exkrete bleibt nach wie vor lustbetont und nicht selten erkennt man den Urindrang kleiner Kinder an dem krampfhaften Herumtrippeln bei gespanntestem Gesichtsausdruck, der eine Mischung ist von Vergnügen und ängstlicher Neugier: »Wie lange kann ich es noch aushalten?« So sprang mein Neffe mit ca. vier bis fünf Jahren, ehe er seine Bedürfnisse befriedigte, wie besessen auf einem Bein herum mit der steten Erwiderung auf jede Nötigung: »Ich muß nicht, ich muß nicht!« Ganz ähnlichen Motiven entspringt das scheinbare Vergessen auf des Körpers Notdurft beim Spiele, sowie die Enuresis nocturna. Das Kind will möglichst lange das lustvolle Spannungsgefühl in der urethralen oder analen Zone genießen; bei Knaben verursacht bekanntlich das erstere direkt Erektionen. Die große Wichtigkeit, die das Kind zum Teil auf dem Wege der Nachahmung dem Ausscheidungsprozesse beilegt, kommt in dem Verlangen, »die Mutter möge dabei sein«, wie in der oft beobachteten Eigentümlichkeit zum Ausdruck, daß Kinder noch im vierten, ja sogar im sechsten Jahre stets die Mahlzeiten durch ihre Bedürfnisse stören; der tiefere Sinn, die Fürsorge der Mutter auch während der Essenszeit ausschließlich für sich zu beanspruchen, wird gewöhnlich von den Erwachsenen übersehen. Der Vater wünscht, daß diese »Unart« abgestellt werde, die Mutter entschuldigt sie als eine an die Stunde gebundene

Gewohnheit. Ja, bei Kindern, deren Eßlust gering ist, macht man aus der Not eine Tugend, da man hofft, nach der Entleerung werde das Essen besser von statten gehen.

Anal- und Urethralerotik bieten dem Kinde nicht nur reichlich Gelegenheit zu spielerischer Betätigung, sondern sie lenken seine Spiele geradezu in bestimmte Bahnen. Das Urinieren durch Spalten von Gartenzäunen, zu möglichster Höhe an einem Baum oder freisteigend in die Luft, in Schlängellinien usw., das absichtliche Überspülen des Topfrandes, das Horchen auf das Geräusch sind nie versagende Belustigungen der Jugend. Sobald eine erste starke Verdrängung stattgefunden hat, tritt die große Vorliebe des Kindes für Wasser, Lehm und Sand zu Tage. Einen »Gatsch zu machen«, (nicht zu flüssig und nicht zu fest — »gerade so wie ein ‚Drücki'«, wie sich mein Neffe ausdrückte) bleibt dem Kinde stets ein liebes Spiel, zumal ihm dieses reichlich Gelegenheit gibt, Hände, Gesicht und Kleidung zu beschmutzen; darin liegt aber ein Hauptreiz des Spiels. Der kleine Scupin[1]) verteidigt sich gegen einen diesbezüglicken Vorwurf seiner Mutter und gegen ihren Einwand, seine Cousine Lotte sehe auch beim Spiele sauber aus, mit der Erwiderung: »Da spielt se eben nich richtig, wenn man richtig spielt, da macht man sich auch schmutzig.« Das von Lächeln und Lachen begleitete Hinhorchen auf abfließendes Wasser, z. B. des Badewassers[2]), das spielerische Sammeln und Sprühen des Speichels bedeuten beim dreijährigen Kinde bereits eine Verschiebung von der verpönten zur harmlosen Zone. Daneben kommen natürlich häufig Rückfälle ins Ursprüngliche vor. In seinem fünften Lebensjahre wurde mein Neffe und eine Gesellschaft kleinerer und größerer Buben dabei betreten, wie sie eine zu diesem Zwecke gegrabene Mulde aus eigenen Mitteln mit Flüssigkeit füllten. Mit freudestrahlenden Augen und roten Wangen kam der kleine Max auf seine Mutter zugelaufen: »Schau, Mutti, wir müssen den Teich voll wischeln; zur Hälfte ist er schon voll.« Und ein

[1]) Scupin, l. c. II, pag. 215.

[2]) Shinn l. c. 225, Stern l. c. 325.

andermal (mit drei bis vier Jahren) spielte der Knabe für sich mit seiner Eisenbahn, nahm plötzlich einige Stücke Papier und steckte sie in den letzten Wagen mit der Bemerkung: »So, das ist für den Kondukteur, wenn er ‚Drücki' machen muß.« Es ist dies eine Variation des Gedankens aller Kinder: »Was tut der Lokomotivführer und der Kondukteur, wenn sie Not haben?« eine Frage, die beim ersten Theaterbesuch[1]) auf die Schauspieler ausgedehnt wird, und die in ihrer Verdrängung vielleicht eine der Ursachen des Bedürfniszwanges zur Unzeit bildet. Sicher ist die Sorge vieler Erwachsener, bei Eisenbahnfahrten in einem Coupé möglichst nahe dem Klosett Platz zu finden, ebenso darauf zurückzuführen, wie der unwiderstehliche Lachzwang mancher Personen bei gespanntem Horchen einer ganzen Gesellschaft auf ein Geräusch. Die Verdauungsfunktionen dienen dem Kinde nicht allein zum Spiele, sondern sein keimender Verstand weiß sie bald in den Dienst seines Fühlens zu stellen. Hebbel berichtet im Tagebuch III.,N. 4953 am 24. Dezember 1851 (herausgegeben v. R. M. Werner II. Aufl.) von seiner damals dreijährigen Tochter Titi: »Wenn die Mägde ihr nicht zu Gefallen leben wollen, so droht sie ‚sich anzuw . . . . eln'«. Einen Mangel an Liebe straft das Kind mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen und in der Weise, die ihm für seine Umgebung am unleidlichsten scheint.

Die Anal- und Urethralerotik tritt in ihrer offenkundigen Betätigung in dem Maße zurück, als die erziehlichen Einflüsse sich beim Kinde geltend machen, indem sie allmählich das Schamgefühl erwecken. Diese Unterdrückung der Lust schlägt dann nicht selten in Ekel um, der sich nicht allein gegen die Prozesse und die Produkte der Ausscheidung richtet, sondern häufig eine Übertragung auf die Nahrungsaufnahme erleidet und sich in der Ablehnung gewisser Speisen äußert, die in ihren Farben an die Defäkations-

[1]) O. Ernst, Asmus Sempers Jugendland, XI. Kap.: Als der fünfjährige Asmus von seinen Brüdern zum erstenmale ins Theater mitgenommen wird, erkundigt er sich unter vielem anderen, ob man dort auch hinausgehen könne, wenn man mal hinaus müsse."

produkte erinnern. Mit nahezu vier Jahren rief mein Neffe, als mittags ein Hasenbraten in brauner Sauce aufgetragen wurde: »Ja, was habt's denn Ihr? das ess' ich nicht, das schaut aus wie ‚Drücki'!« Und beim Essen von Schokolade: »Pfui, jetzt schauen meine Finger aus als wie voll ‚Drücki'!« (In Erinnerung an seine koprophile Betätigung im ersten Lebensjahre.) Solche Assoziationen finden sicher bei den meisten Kindern statt, wenn es ihnen auch verwehrt ist, sie in Worte zu kleiden. Bei der fortschreitenden Verdrängung dieses Interesses entwickelt sich häufig schon im Kindesalter ein gewisses Zeremoniell bei den Akten der Ausscheidung, das bis in die Zeit der Reife zu Recht bestehen bleibt. In engstem Zusammenhang mit der Anal- und Urethralerotik steht die Exhibitions- und Schaulust der Kinder, die natürlich ebenso die infantilen Gedankengänge vorzeichnen. Die erstere scheint dem Kinde angeboren zu sein. Da sie bereits zu einer Zeit auftritt, in welcher die erogene Zone des Auges infolge der noch geringen Auffassungsfähigkeit wenig in Betracht kommt, so liegt die Vermutung nahe, daß sie ursprünglich aus den Lustgefühlen der Haut bei Temperatursänderungen stammt; keinesfalls entbehrt sie der sexuellen Note, was aus der Wahl der zu entblößenden Körperteile erhellt. Die Bevorzugung der Genitalien bleibt über die ersten drei bis vier Jahre eine offenkundige und erst durch die erziehlichen Faktoren fügt sich das Kind den Ansprüchen der Sitte. An die Stelle der Geschlechtsteile tritt zunächst das Gesäß, das zu entblößen das Kind im Wachen und Schlafen nicht versäumt. Es bleibt immer geneigt, sich im Scherz und im Zorn gewisser Gebärden zu bedienen, die als unterdrückte Exhibition aufzufassen sind. Mit feiner Beobachtungsgabe hat Bogumil Goltz[1]) dieser Wahrnehmung folgende Stelle gewidmet: »Wenn die Menschheit im Kinderröckchen den großen Menschen recht zuwider handeln will, so droht sie, sich nackt zu machen, am liebsten mit der Redensart: ich heb' mich gleich Bauchchen, dazu kommt noch eine verwandte Barbarei: ich schmeiß mich

[1]) B. Goltz, Buch der Kindheit, pag. 250.

gleich Erdchen; man läßt sich aber nicht einschüchtern, und der kleine Rebell kollert sich alsbald in puris naturalibus auf der Diele; das ist der Sansculottismus im Kinder-Röckchen . . . Die ersten Proben laufen schlimmsten Falls mit einem bißchen Ruthenkitzel ab und kosten nur jene liebenswürdigen Kindertränen, von denen man oft nicht weiß, ob sie Weinen oder Lachen bedeuten wollen, da es der kleine Autor selbst nicht recht weiß.« Man könnte daran denken, das plötzliche Umschlagen von solchen Wutausbrüchen in Lachen als psychische Entladung aufzufassen, die eben durch die unbehinderte Betätigung der Exhibitionsgelüste erfolgt, worauf ja auch die Ansicht vernünftiger Eltern, das Kind einfach austoben zu lassen, hinweist. Die Freude an der Entblößung des eigenen Körpers ist eine Äußerung des Narzißmus. Er ist ursprünglich beiden Geschlechtern in gleichem Maße eigen, aber er schlägt beim Knaben bald Bahnen ein, auf denen er sich in mancherlei Maske hüllt. Hier zeigt sich eben die tiefe Verschiedenheit im Charakter der Geschlechter. Im zweiten und dritten Lebensjahre aber zollt der kleine Junge sich geradeso ehrliche Bewunderung wie das Mädchen. Als meinem Neffen in seinem fünfzehnten Lebensmonat einmal in Ermanglung einer anderen Hülle ein Wolljäckchen seiner Tante umgelegt wurde, betrachtete er sich mit selbstgefälligem Lächeln im Spiegel und wurde nicht müde, sich selbst unter lobendem »Ei, ei« zu streicheln. Obwohl ihm noch das Sprachverständnis fehlte, muß doch ihm der gutmütige Spott seiner Großtante: »Schau, der ist ganz verliebt in sich«, nicht entgangen sein; denn er war am nächsten Tage, da seine Mutter nach eintägiger Abwesenheit wieder zurückgekehrt, nicht zu bewegen, das Jäckchen wieder anzulegen. Der Narzißmus findet leider — namentlich bei Mädchen — reichlich Nahrung in den Modetorheiten, die zu befolgen eitle Mütter sich nicht versagen können, ohne zu erwägen, wieviel Natürlichkeit, wieviel Bewegungsfreiheit sie ihrem Kinde rauben. Beim Knaben glückt diese Art der Schaustellung in der Regel nicht; er läuft weit lieber Tag für Tag mit demselben geflickten oder zerrissenen Kittelchen

herum, als er eine Schmälerung seines Betätigungsdranges duldete. Die ererbte stärkere Aggressivität veranlaßt den Knaben, seinen Exhibitionsgelüsten offenkundiger zu fröhnen als das Mädchen, wozu noch die Erziehungskunst beiträgt, die dem letzteren Schamhaftigkeit frühzeitiger und in höherem Maße einprägt als jenem. Trotzdem bleiben auch der weiblichen Jugend die Akte der Exkretion erwünschter Vorwand, zu sehen und gesehen zu werden. Aus der Wollust, mit der das Kind diese Vorgänge beim Tier beobachtet, keimt zum Teil die Tierliebe. Hier ist ja ein Zuschauen viel leichter zu bewerkstelligen als bei Gespielen oder gar Erwachsenen, wenn schon das Kind keine Gelegenheit versäumt, gerade bei ihnen etwas zu erspähen, was zugleich Aufschluß über manche dunkle Frage gäbe. So lieben es Kinder, sich vor Klosettüren aufzustellen, um wenn schon nichts zu sehen, so doch wenigstens zu hören. Ja manche Kinder, besonders Knaben[1]), verlangen direkt, von der Mutter mitgenommen zu werden, wobei sich bereits der Reiz des fremden Geschlechts bemerkbar macht. Dieses Begehren stammt in der Regel aus frühesten Erinnerungsspuren an Zeiten, wo die Mutter, in der Meinung, das Kind schlafe oder bemerke nichts, sich in dieser Hinsicht wenig Reserve auferlegte, oder von Reisen, bei welchen die Mutter fürchtete, ihr zwei- oder dreijähriges Kind auf stark frequentierten Bahnhöfen vor der Tür des Bedürfnisraumes allein warten zu lassen; dabei schließe ich von vornherein jene vereinzelten Fälle aus, in denen unerledigte Reste der eigenen Analerotik für die Mutter unbewußte Motive ihrer Furcht sind. Es ist natürlich, daß sich an eine erotisch so ausgezeichnete Sphäre die ersten Gedanken- und Wortbildungen knüpfen, und ich will die Bemerkungen über die Analerotik, die, wie Freud in seiner Arbeit[2]) gezeigt hat, von eminenter Bedeutung für die Charakterbildung ist, nicht schließen, ohne wenigstens darauf hinzuweisen, in wie engem Zusammenhang sie mit einer Frage steht, der das Kind das größte

[1]) Freud, Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Jahrb. f. psycho-an. u. psycho-pathol. Forschg. I.

[2]) Freud, Analerotik und Analcharakter.

Interesse entgegenbringt, der Frage: Wie entstehen die Kinder? Wenn ich mir die eingehende Besprechung derselben für später vorbehalte, so möchte ich doch hier erwähnen, daß bei der Beantwortung dieses Themas in einem gewissen Alter regelmäßig der Ausscheidungsprozeß als befriedigende Lösung des Rätsels angesehen wird, so die »Lumpftheorie« des kleinen Hans[1]) und die Ansicht der kleinen Anna.[2]) Mit dieser von jedem Kinde selbst gefundenen Hypothese gibt es sich so lange zufrieden, als es die Mutter als alleinige Schöpferin der Kinder betrachtet. Es erscheint ihm ganz natürlich, daß ein Fremdkörper aus dem Leibe auf dem Wege der Defäkation oder des Erbrechens ausgeschieden werde.

Exhibitions- und Schaulust führen den kindlichen Geist früh dazu, sich ins Problem der Nacktheit zu vertiefen. In unzähligen Fragen spricht sich das Interesse des Kindes an ihr aus. Solange dem Kinde nicht verwehrt wird, unverhohlen auszusprechen, womit sein Verstand sich beschäftigt, wird es nicht müde, jene Körperteile zum Kernpunkt seiner Gespräche zu machen, von denen ihm die lustvollsten Gefühle rühren. Die Vorliebe für Puppen, die anfangs Knaben und Mädchen gleicher Weise eigen ist, entspringt aus dem Verlangen, den menschlichen Körper oder wenigstens sein Abbild hüllenlos zu sehen. Und weil Badepüppchen diesem Wunsche am meisten entgegenkommen, erfreuen sie sich bei allen Kindern einer besonderen Beliebtheit. Dieses lebhafte Interesse führt das Kind bald zur Unterscheidung der Geschlechter, besonders dann, wenn das Kind im Kreise von Geschwistern aufwächst. Der Knabe betrachtet das weibliche Genitale als etwas Unfertiges, Mangelhaftes, dem erst die Zeit das gehörige Wachstum verleihen muß. In dieser Auffassung liegt eine Wurzel der Überhebung des männlichen Geschlechts. Der Knabe sieht im Mädchen etwas Minderwertiges, denn ihm fehlt, woraus der Junge so viel Lust zieht. Die Übertragung auf die Mutter wird bald gemacht, und

[1]) Freud. Analyse d. Phobie eines fünfjähr. Knaben.

[2]) Jung. Konflikte der kindlichen Seele. Jahrb. f. psycho-an. u. psycho-path. Forschg. II.

schon mit zwei bis drei Jahren spielt sich das Bürschchen aus unbewußten sexuellen Gründen zu ihrem ritterlichen Beschützer auf und bevormundet die Mädchen, selbst wenn sie ihm an Jahren und Größe überlegen sind. Mit vier bis fünf Jahren pflegte mein Neffe zehnjährige Mädchen mit der Anrede: »Du Kleine, willst du mit mir spielen?« zur gemeinsamen Unterhaltung aufzufordern, und darüber belehrt, daß dies ja schon ein großes, viel älteres Mädchen sei, meinte er naiv: »Na ja, älter schon, aber sie ist dafür nur ein Mädel!« Auch der kleine Scupin[1]) empfindet im vierten Lebensjahre sein Geschlecht als einen Vorzug; das Tagebuch meldet darüber: »Sehr stolz ist Bubi jedesmal, wenn der Vater ihn bei der Hand nimmt und mit ihm ein Stück auf der Steinmauer oder dem Waldwege spazieren geht. Seit nun gar der Vater bei einer solchen Gelegenheit mal von sich und Bubi als von ‚wir Männer‘ sprach, kennt Bubis Stolz und Hochmut keine Grenzen: er nimmt eine ernste, überaus würdevolle Haltung an, sucht mit dem Vater gleichen Schritt zu halten und ist ängstlich darauf bedacht, daß ja kein weibliches Wesen sich anschließe: ‚Aber die Mama soll nich nachkommen und die Großmama auch nich.‘« Verfrühte Erweckung des Schamgefühls zeitigt aber auch jene Fälle, in denen Knaben auf das Membrum verzichten wollen, unter dem Vorwande, es sei ihnen lästig und überflüssig. Selbstredend liegt in der letzteren Behauptung eine unausgesprochene Frage nach dem wahren Zwecke desselben; mitunter mag der Wunsch, auszusehen wie ein Mädchen, i. e. der Mutter vollkommen zu gleichen, zu Grunde liegen.

Naturgemäß regt sich beim Knaben das Interesse für die Genitalien früher als beim Mädchen; beim letztern kommt es sogar vor, daß es, sofern es keine Brüder und Gespielen hat, bis in die Pubertätszeit über den Geschlechtscharakter im Unklaren bleibt, indem sich ihm gelegentliche Beobachtungen auf der Straße und bildliche Darstellungen verwirren. Das Feigenblatt an Skulpturen, der Lendenschurz der Gestalten, insbesondere auf Heiligenbildern tragen zwar zur

[1]) Scupin, l. l. II. pag. 28.

geschäftigen Arbeit der Phantasie, keineswegs aber zu einer nüchternen, klaren Auffassung bei. Dieses Verhüllen der nackten Wahrheit weckt beim intelligenten Kinde den Drang, das Innere der Dinge zu erforschen. Zugleich äußert sich in ihm der Wunsch über die Vorgänge im eigenen Körper, also vor allem über den Verdauungsprozeß Aufschluß zu erlangen, der sich übrigens ganz unverschleiert in Fragen kundtut, wie sie Kinder von drei bis sechs Jahren so gern stellen, z. B.: »Haben alle Menschen einen Popo, d. h. auch Vater und Mutter? Was geschähe, wenn ich keinen Popo hätte? Muß ein Mensch sterben, dem der Popo zusammengewachsen ist?« usw. Warum nicht beide Ausscheidungsprodukte aus einer gemeinsamen Öffnung kämen, so wie feste und flüssige Nahrung durch einen Zugang aufgenommen würden, wie der Darm innen aussehe u. dgl., sind die primitivsten Fragen, die bald eine Verschiebung auf harmlosere Gebiete erfahren, wenn dem Kinde die stete Beschäftigung damit als anstößig verwiesen wird. »Warum habe ich Haare, Nägel, eine Haut? Warum wäscht man sich täglich? Warum habe ich nur eine Nase, aber zwei Augen usw. Wie wäre das, wenn der Mensch vier Füße hätte? Warum hat der Mensch keinen Schwanz?« Die Frage: »Warum ist das Blut rot?« ist regelmäßig eine passende Einleitung zu dem unterdrückten Lieblingsthema, das auch allsogleich in der weiteren Frage nach der Farbe der Exkrete erörtert wird. Die allgemeine Ablehnung gewisser gelber und brauner Nuancen seitens größerer Kinder und Erwachsener als »ekelhaft« geht auf die Bevorzugung in frühesten Jugendtagen zurück.

Von größter Bedeutung ist für den Knaben die erste Wahrnehmung seiner eigenen Erektionen. Bleiben sie auch in den allerersten Jahren unbemerkt, so ist es doch ganz natürlich, daß gerade dem intelligenten Kinde das damit verbundene Spannungsgefühl nicht entgehen kann. Leider findet sich bei keinem Autor darüber eine Aufzeichnung. Mein Neffe nahm sie — wie es scheint — im Laufe des sechsten Jahres zuerst wahr, wenigstens stellte er in dieser Zeit zum erstenmale folgende Frage: »Mutti, warum ist denn mein

Zipferl manchmal ganz klein und dünn und dann wieder so groß und steif, und steht so in die Höhe, daß es in der Hose gar keinen Platz hat?« [Weißt du, das ist so wie mit dem Mund; für gewöhnlich ist er klein und beim Lachen und Gähnen zieht er sich, ohne daß man's recht weiß, in die Länge und Breite.] »Ja, und beim Essen auch; und das Zipferl bei der Wischinot; drum ist's in der Frühe so dick, wenn ich aufwache.«

Von der Beobachtung des eigenen Körpers ist nur ein Schritt zur Vergleichung mit dem Leibe anderer Personen. Das prüfende Abschätzen an Vertretern des eigenen Geschlechts führt das Kind zu den Begriffen »Groß — Klein« die Beobachtung des anderen Geschlechts zur Erkenntnis des Geschlechtsunterschiedes. Kurz vor seinem sechsten Geburtstage stellte mein Neffe im Gespräche über »Jung und Alt«, über »Groß und Klein« spontan folgende Frage: »Wie groß ist denn das Zipferl bei einem Mann?« [Antwort: Das weiß ich nicht.] »So?« (Zeigt ca. 30 *cm*). [Aber nein.] »Oder nein, so.« (Zeigt nun die Länge seines Mittelfingers.) »Warum wird es bei einem Manne so groß und wie hat es denn Platz in der Hose?« [Alle Körperteile wachsen, die Nase und die Arme und die Beine und so muß auch dieses Glied groß werden.] »Natürlich, das wäre ja lächerlich, so ein kleines Zipferl für einen so großen Mann. Und dann muß es auch so groß sein wegen des vielen Wischi, das ein Mann macht.« Nach einigen Minuten des Spiels mit seinen Bausteinen fährt er fort: »Ja, ja, so lang (zeigt den längsten Baustein), ich hab's ja schon auf der Straße gesehen bei den Kutschern; aber einmal bei einem da war es ganz rot, ganz blutig, und da hab' ich mich gefürchtet.« Die letzte Bemerkung läßt auf Furcht vor Kastration des eigenen Membrums schließen, obwohl Dienstmädchen und Bonne den ausdrücklichen Auftrag hatten, solche Drohungen nicht anzuwenden.

Der Unterschied der Geschlechter liegt dem Kinde für sich und seine Altersgenossen häufig bis zum dritten, vierten Jahre allein in der Kleidung. Fühlt sich doch der kleine Junge, der, dem geschlechtslosen Kittelchen entwachsen[1]), die

[1]) Scupin, l. c. I. pag. 158.

ersten Höschen erhält, dem Vater um vieles näher gerückt und empfindet es als unerträgliche Schande, sobald ihm angedroht wird, wieder Kleidchen anziehen zu müssen, wenn er sich der Hosen nicht würdig zeige. Eine Erklärung voll Logik über die Zweckmäßigkeit der Verschiedenheit von Mann und Weib seitens meines Neffen finde hier noch Platz: »Mutti, ich weiß, du hast hier (zeigt auf ihren Schoß) Haare; alle Frauen haben das, weil sie kein Zipferl haben. Und die Männer, das weiß ich vom Herrn Direktor K., wenn ich in der Donau baden war, haben da auf der Brust so lange schwarze Haare; na ja natürlich, weil sie keine solche Hügel haben!« So beschäftigt das Kind unaufhörlich das sexuelle Problem mit seinen Zwischenfragen und etwas weniger Prüderie seitens der Erwachsenen, die in solchen unbefangenen Äußerungen der kindlichen Spekulation grobe Anstößigkeit erblicken, würde es ermöglichen, tiefere Aufschlüsse über einen für die Erziehung so wichtigen Faktor zu erlangen. Diesen Beobachtungen des Kindes fehlt auch nicht die poetische Seite; so bezeichnet ein kleiner Knabe von fünf Jahren den stark hervortretenden Nabel seines im Bade befindlichen zweijährigen Schwesterchens als »Knospe von einer Rose«, während sein eigener wie eine »kleine Golatsche« aussehe. Der kleine Scupin nennt ihn prosaisch »Bauchknöppel«. Von größtem Interesse sind dem Kinde die weiblichen Brüste, zum Teil in der Erinnerung an ihre Rolle als erste Lustquelle. Es tritt besonders bei jenen Kindern hervor, welche über die Normalzeit hinaus gesäugt wurden. So pflegte ein kleiner Knabe, der bis gegen das Ende des zweiten Jahres täglich mittags selbst seine Mutter »um ein Stücki Bu« bat, noch im siebenten Lebensjahre unverhohlen seine Abneigung gegen überschlanke Frauen zu bekunden durch die abfällige Kritik: »Pfui, die Frau hat keine Bu«. Vielfach erscheint dem Kinde, besonders dem Mädchen, in der Entwicklung der Büste der Hauptunterschied der Geschlechter zu liegen, und die mancherlei Kunstgriffe heranreifender Mädchen, ihre Gestalt zu verschönen, wurzeln in letzter Linie in unerfüllten Kinderwünschen. Da das kleine Mädchen an seinen Puppen bald

solche Hilfsmittel wahrnimmt, ist auch das naive Geständnis einer Fünfjährigen, deren weibliche Angehörige durchwegs mager waren, nach wiederholtem Besuch einer sehr üppigen Dame, »Wenn ich groß bin, steck' ich mir auch so viel Watte ins Kleid wie das Frl. L.«, recht verständlich.

Aus solchen Äußerungen spricht deutlich der sexuelle Charakter der Kindersehnsucht, »groß zu sein.« Hierüber findet sich bei Bog. Goltz[1]) folgende schöne Stelle: »Was alle Kinder gleichmäßig und ohne Unterschied nicht abwarten können, das ist ihr ‚Großgewachsensein'. Die feststehende Frage aller Orten und Zeiten ist die uns allen aus eigener Erfahrung wohlbekannte: ‚Wann werd' ich groß sein, ganz groß, so groß wie Vater und Mutter? wann werd' ich Vater sein und heiraten dürfen, allein ausgehen, allein essen und Hosen anziehen, nach der Schule gehn, nicht mehr in die Schule gehn und alles tun dürfen, was ich will?'« Immer wieder tritt in diesen Ausblicken in die Zukunft das »Heiraten«, das »Vater- oder Mutterwerden« in den Vordergrund, wobei nach echter Kinderart das künftige Milieu genau dem der Gegenwart angepaßt wird. E. u. G. Scupin[2]) berichten aus dem vierten Lebensjahre ihres Jungen: »Er ist jetzt in das Stadium getreten, in dem es ständig heißt: ‚Wenn ich aber groß bin, da wird . . . sein . . .'. Wir hörten ihn heute z. B. plaudern: ‚Wenn ich aber ganz groß und schlang bin, da wer' ich so groß wie die Sonne sein, ja, ja, und wenn ich so groß wie die Sonne bin, da muß sich der Kopp bicken, sonst s-toßt mich die Decke' (Zimmerdecke).« Er legte sich morgens zur Mutter ins Bett, »derart daß seine Füße den unteren Bettrand berührten, und bildete sich dann ein, er sei nun größer als die Mutter, deren Füße nicht anstießen«. Die Sehnsucht, größer als die Mutter sein zu wollen, ist allen Knaben gemein und drückt den unbewußten Wunsch nach sexueller Überlegenheit aus. Die Richtigkeit der sexuellen Interpretation spricht deutlich aus der Notiz vom zehnten Monat des vierten Jahres

[1]) Bogumil Goltz, Buch d. Kindheit, pag. 249.

[2]) Scupin, Bubi vom vierten bis sechsten Lebensjahre, pag. 36, 74, 83, 94.

(pag. 74): »Wenn ich groß bin, bin ich da ein Papa? Und wenn ich aber ein Papa geworden is, daff ich da Kaffee trinken? . . . Aber was sagt da die Lottel (seine um ein halbes Jahr ältere Cousine), wenn ich ein großer Papa bin? (Antwort: Lottel ist dann eine große Mama geworden.)« »Aber was machen denn da immer die Papas und Mamas?« Einen Monat später verlangt er einmal ungeduldig, er wolle ein Papa werden; »auf die Versicherung, er würde es bestimmt einmal werden, fragte er naiv: ‚Aber wachst das so lamsam?' (= langsam).« Die Naivität liegt vielleicht nur im Aussprechen, nicht aber im Ablaufe seiner Gedanken.

Im Dasein jedes Kindes bedeutet das Schlafen in einem großen Bett ein mächtiges Näherkommen zum ersehnten Ziele, dem Großsein. Der kleine O. vergoß bittere Tränen, da ihm zu Beginn seines fünften Lebensjahres zugemutet wurde, während des Landaufenthaltes mit einem Kinderbettchen vorlieb zu nehmen. Noch im Traume empörte er sich gegen diese Kränkung, indem er rief: »Nein, nein, ich hab' keinen Platz!« Auch Scupin's Tagebuch erzählt (pag. 85): »Ein großes Ereignis in Bubis Dasein war es, als er statt des bisher innegehabten Kinderbettes ein großes Bett bekam, wie es Erwachsene haben. . . Abends verlangte er von selbst, zu Bett gebracht zu werden, was sonst fast nie vorkommt, und morgens wollte er nicht aufstehen, um noch länger das große Bett genießen zu können. Sein kleines Bett nannte er verächtlich das ‚Nuppelbett' und versicherte, daß er nun im großen Bett nicht mehr nuppeln und den Zipf der Steppdecke festhalten wolle.«

Ist auch die Sehnsucht »groß zu sein« im Grunde der Kern aller Kinderspiele, so äußert sie sich doch am deutichsten in den direkten Nachahmungsspielen, wie Zeitunglesen, Briefschreiben, Rauchen, Brillen tragen u. dgl.

Während die kleinen Mädchen ihre neu gewonnenen Kenntnisse über den Bau und die Funktionen des menschlichen Körpers nur still für sich im Spiele verwerten, kann der kleine Junge es kaum erwarten, sie an den Mann zu bringen; er begnügt sich nicht mit der Belehrung seiner Gespielen, sondern verzapft seine Weisheit mit Vorliebe an Er-

wachsene, und hier erweist sich dann die Notwendigkeit des pädagogischen Taktes, die dem Kinde harmlos scheinenden Mitteilungen weder einfach abzuwehren, noch durch lüsternes Fragen und Forschen — was die Gesellschaft von Dienstboten so gefährlich macht — die kindliche Seele zum Grübeln anzuregen. Wer bei Erörterung solcher Themen den richtigen Weg einzuschlagen versteht, dem bleibt die schwierige Frage der sexuellen Aufklärung zum großen Teil erspart; denn sie entfällt für jene Punkte zumindest, in denen vordem kein Irreleiten stattfand. Von Fall zu Fall erweitert sich das Verständnis des Kindes durch angemessene Belehrung und jener gefürchtete Augenblick: »Wie und wann soll ich es dem Kinde sagen?« verliert das Gepräge des Peinlichen.

III. Die Erinnerung.

Eine der wichtigsten Funktionen des menschlichen Geistes ist das Erinnern. Es basiert auf dem Assoziationsvermögen und setzt eine gewisse Beweglichkeit der geistigen Elemente voraus, um sich als »freisteigende« und als gewollte Erinnerung zur unumgänglich notwendigen Voraussetzung alles Lernens zu machen. Die Vorstufe des Erinnerns, das Wiedererkennen, ist auch beim ganz kleinen Kinde kein reiner Assoziationsvorgang, sondern es tritt frühestens eine Wertung dazu, die sich als »Stutzen«, Verlangen oder Abwehren äußert. Während auf der vorsprachlichen Stufe diese Gefühlsbetonung, verbunden mit Willensreaktionen, sich in Gebärden kundtut, bedient sich das Kind bei fortschreitender Entwicklung des ausdruckvollsten Mittels, der Sprache, um nicht nur Lust und Unlust beim Wiedererkennen einer Person oder einer Sache auszudrücken, sondern es reproduziert zugleich die Situationen, in denen ihm diese früher einmal eine Gefühlsbedeutung hatten. Nur solche Erlebnisse können erinnert werden, denen eine starke Lust- oder Unlustnote anhaftete, mag diese auch später aus bestimmten, aber unbewußten Motiven vollständig unterdrückt worden sein. So entstehen jene Stück-Erinnerungen, die dem Beteiligten selbst unbegreiflich vorkommen, da ihnen der wichtigste Teil, um dessen willen sie im Gedächtnisse festgehalten worden, das Verpönte, fehlt.

Man nimmt häufig an, daß die frühesten Erinnerungen des Erwachsenen nicht unter das vierte Lebensjahr reichen, daß sie gewissermaßen in einem Zusammenhange mit der sprachlichen Entwicklung stehen. Bedenkt man aber, daß Kinder von zwei bis drei Jahren sich in der Regel recht deutlich an Ereignisse aus ihrem zweiten, ja sogar ersten Lebensjahre erinnern, so wird man zugeben müssen, daß die Tatsache, das Gedächtnis der Erwachsenen versage für die Zeit vor dem dritten bis vierten Jahre, andere Gründe haben müsse. Sie sind in der absichtlichen Verdrängung zu suchen, wie sich aus der Psychoanalyse Neurotischer und aus der Erforschung der Träume ergibt. Was uns die Träume als anscheinend sinnloses Zeug vergaukeln, was der psychoanalytische Arzt mit unendlicher Mühe dem Patienten abringt, wurzelt als unbewußte Erinnerungsspur in der frühesten Kindheit Es wäre vom therapeutischen und vom pädagogischen Standpunkte, so gut wie vom psychologischen kein »unnützes Experiment«, wie es Preyer[1]) nennt, »die Erinnerung an das zweite und dritte Jahr weit in die vorgerückteren Kinderjahre hineintragen zu können«. Diese Erinnerungsbilder würden zur Aufklärung mancher sogenannten Kinderfehler, zum Verständnis vieler Eigenheiten der Erwachsenen führen.

Gerade die ersten Erinnerungen sind an Erlebnisse sexuellen oder erotischen Inhalts geknüpft und werden vom Kinde infolge der steten, künstlichen Unterdrückung seines mächtigen Trieblebens bald als »anstößig« erkannt und ins Unbewußte verwiesen. Compayré bezeichnet in seinem Werke »Die Entwicklung der Kindesseele« als Grund der Verschiedenheit im Zeitpunkte der ersten Erinnerungen die größere oder geringere Frühreife. Da Frühreife nichts anderes als eine euphemistische Umschreibung für einen lebhaften Sexualtrieb ist, so stehen wir mit dieser Einsicht ja schon auf dem fruchtbaren Boden der Freudschen Lehre. Was irgendwie das sexuelle Interesse des Kindes genügend erregt, dem wird nicht nur die volle Aufmerksamkeit zugewendet,

[1]) Preyer, Die Seele des Kindes, pag. 233.

sondern es wird im Gedächtnisse bewahrt, um bei Gelegenheiten aufgefrischt zu werden, die dem Erwachsenen ohne logischen Zusammenhang erscheinen. Es gibt im Erinnern so wenig einen Zufall wie bei irgend einem anderen psychischen Geschehen; es sind uns nur die Fäden verborgen oder wir wollen sie nicht sehen.

Die Gedächtnistreue für Erlebtes hängt von der Stärke der Gefühlsbetontheit des Erlebnisses ab; die emotionelle Wertung desselben kann von Nebenumständen herrühren und so kommen jene Fälle von Gedankenverknüpfungen aus Gegenwart und Vergangenheit zu stande, die uns unsinnig oder rätselhaft scheinen, solange wir dem Unbewußten nicht den Platz einräumen, der ihm zukommt. Eine Dame von 39 Jahren erinnert sich vor einer gynäkologischen Untersuchung zum Zwecke einer Curettage, während sie im Wartezimmer des Arztes sitzt, plötzlich eines heftigen Verdrusses, den sie sich in ihrem sechsten oder siebenten Jahre von ihrem Vater zugezogen hatte, weil sie trotz wiederholten Verbotes die Knospen eines Fuchsienstockes vor ihrer Entfaltung öffnete. Solche scheinbar unmotivierte Erinnerungen entbehren für den, der die sexuelle Bedeutung der Blumen im Leben des Kindes nicht kennt, jeder Logik.

Sind auch dem Erwachsenen gerade jene Erinnerungen, die an erotische Erlebnisse gebunden sind, häufig die lustvollsten und treuesten, treten sie doch oft an Stelle des realen Genusses, wenn Alter oder Krankheit diesen verwehren, so ist man trotzdem nicht geneigt, die Erinnerungsfähigkeit des Kindes in Abhängigkeit von seinem sexuellen und erotischen Empfinden gelten zu lassen. W. u. C. Stern[1]) bringen folgende Erinnerung ihres Söhnchens Günter im Alter von drei Jahren zwei Monaten: (August 1905). »Als einmal die Mutter in Swinemünde krank zu Bette lag und die Familie in ihrem Zimmer zu Mittag aß, sagte er: ‚In der alte Wohnung, ĕ du mal krank warst, ĕ haben wir auch im Schlafzimmer geëssen.‘ Mutter: ‚Weißt du, wo du saßest?‘ Günter:

---

[1]) W. u. C. Stern, Erinnerung, Aussage und Lüge in der ersten Kindheit, pag. 62.

,Weiß nicht, bloß sowas einziges.' (= ich weiß nur noch das eine.) »Stern bemerkt hiezu nur, daß diese Tatsache dreiviertel-Jahre zurücklag, daß also die Latenzperiode (= Zwischenzeit bis zur Erinnerung) neun Monate betrug. Aber er führt nicht an, daß gerade damals, als die Familie zum erstenmal im Schlafzimmer der kranken Mutter zu Mittag aß, ein Schwesterchen geboren worden (29. Dezember 1904), die Erinnerung also an ein für jedes ältere Kind stark affektvolles Ereignis geknüpft war. Noch ein zweites Beispiel vom selben Autor[1]) aus dem vierten Monat des dritten Jahres des Knaben Günter: »Nach einem Monat löste das Bild einer doppelt geringelten Schlange die Erinnerung: ,Bille, Bille (= Brille), Ella' aus.« Hiezu gibt Stern folgende Erläuterung: »Die Mutter hatte den Kindern in Schreiberhau zum ,Doktorspielen' Brillen aus Pappe gemacht und aufgesetzt und eine Spielgefährtin Ella hatte ihrerseits auch einmal eine solche Brille mitgebracht. Die doppelte Windung der Schlange erinnert nun den Knaben an die Brille, diese an das Spiel mit Ella.« — Diese Ella tritt nochmals (mit zwei; sechs)[2]), auf (nach einem Vierteljahr) beim Anblick eines Kinderbildchens. Die ausgesprochen sexuelle Note des beliebten »Doktorspieles«, die Erotik früher Kinderfreundschaften erklären hinlänglich das Auftreten des Erinnerungsbildes. Auch im Gedächtnisleben des ältesten Kindes Sterns, der kleinen Hilde[3]), zeigt sich deutlich der Einfluß unbewußter sexueller Gedankenverbindungen: »Der Anblick eines Onkels, der ihrem Wannenbade beiwohnte, gemahnte sie daran: ,Als Onkel F. mit dem Anzug gebadet hat.'« Wir haben im Früheren gesehen, welche bedeutsame Rolle dem Problem der Nacktheit (mangelhafte Bekleidung) für den kindlichen Geist zukommt, und finden hier diese Annahme bestätigt. Zwei Knaben

---

[1]) W. u. C. Stern, l. c. pag. 56.

[2]) Stern bezeichnet durch die Zahl nach dem Strichpunkt die bereits verflossenen Monate des nächsten Lebensjahres; also 2; 6 = 2 Jahre 6 Monate.

[3]) W. u. C. Stern, l. c. pag. 57.

von sieben und acht Jahren erinnern sich lebhaft eines vier Jahre zurückliegenden Landaufenthaltes und heben besonders hervor, daß sie damals in einem Bett geschlafen hätten, wobei sie abends vor dem Einschlafen unter der Decke »miteinander spielten«. Eisenbahnfahrten, die bekanntlich bei Knaben häufig der Anlaß zu den ersten Wollustgefühlen sind, bilden für Kinder nicht nur um der zahlreichen neuen Eindrücke des lebhaften Verkehrs usw. tagelang einen ergiebigen Gesprächsstoff; ja die erste Eisenbahnfahrt wird von vielen Kindern dauernd im Gedächtnis bewahrt, besonders die bei jedem schrillen Pfiffe der Lokomotive empfundene Furcht, die nicht selten sexuelle Gefühle bedingt. Der fünfjährige Knabe O. gestand seiner Mutter, »er fahre so furchtbar gern in der Eisenbahn, weil er dann immer so stark ‚Not' habe und doch nicht gehen könne und dies mache ihm solchen Spaß«.

Der »freisteigende Einfall«, der geistige Vater des Witzes, versagt auch im kindlichen Leben nicht in seiner Wirkung; all die entzückenden Worte, die wir nicht besser zu nennen wissen als »Kindermund«, verdanken ihr Zustandekommen dem leicht beweglichen Erinnerungsvermögen. Und wie der köstlichste Witz, der überall Verständnis und die beste Aufnahme findet, auf sexuellem Boden gewachsen ist, so entbehren gerade die reizendsten Kinderworte nur selten des unbewußten Ausdrucks des sexuellen Wissensdranges. In ihnen spiegeln sich die Erlebnisse früherer Tage, vermischt und entstellt durch den Einfluß der Tagesereignisse und der Erziehung.

Auf die Erinnerungsfähigkeit der menschlichen Seele baut die Erziehungskunst ihr Gebäude; sie ist das Fundament und die unentbehrliche Voraussetzung der geistigen und gemütlichen Entwicklung des Einzelnen wie der Kultur der Völker. Ohne Gedächtnis wäre jede Einwirkung auf die infantile Seele erfolglos und nimmer gelänge es, das Kind zu lehren, sich in den Kreis der Allgemeinheit einzuordnen, der Sitte und dem Herkommen sich zu unterwerfen. Der Erinnerungsfähigkeit bedienen wir uns beim Strafen des Kindes, bei jedem ermahnenden, jedem liebevollen und gütigen Worte.

Tiedemann[1]) berichtet aus dem Ende des zweiten Lebensjahres seines Knaben: »Am 20. Juli kam er an einen Ort im Hause, wo er vor vier Wochen etwa war gestraft worden, weil er ihn verunreinigt hatte; sogleich sagte er ohne anderen Anlaß, wer die Stube beschmutze, bekäme Schläge, nicht in vollständigen Worten, aber doch deutlich genug, um diese seine Meinung zu erkennen zu geben. Es waren also schon Vorstellungen von solcher Zeit her zurückgeblieben.« Masochismus und Muskelerotik nehmen, wie wir erfahren haben, jeder Strafe viel von ihrem peinlichen Charakter und haben offenbar trotz der zarten Jugend des erwähnten Knaben auch bei ihm ihre Wirkung nicht verfehlt. Die Seele des Kindes ist leicht empfänglich für alle lustbetonten Eindrücke und es bewahrt sie zähe und fest. Und darum ist ein Vergessen eines Verbotes oder Befehls selten ein wirkliches Vergessen, sondern ein vom Unbewußten gewolltes, das sich, sobald der Lustgewinn daraus gezogen ist, alsogleich in ein Erinnern wandelt. Das Kind vergißt, ebenso wie der Erwachsene, häufig dort, wo es vergessen will; nur bleiben ihm die Motive noch mehr verhüllt als diesem. Es ist charakteristisch, daß Mütter ihre Kinder gerade an die Befriedigung ihrer körperlichen Bedürfnisse so oft »erinnern« müssen, während dies weit seltener beim Essen, höchstens bei wenig beliebten Speisen, der Fall ist. Anderseits wirkt die Erinnerungsfähigkeit recht stark, wenn sie nur genügend sexuell-erotisch fundiert ist. In seinem vierten Lebensjahre ließ mein Neffe während des Landaufenthalts keinen Tag vorübergehen, ohne beim Spaziergange durch ein Loch in einem bestimmten Gartenzaun seine Notdurft zu verrichten. Und noch jetzt nach drei Jahren erinnert er sich mit verschmitztem Lächeln dieses Bretterzauns.

Die Erinnerungsbilder sind für das spielerische Erlernen von Buchstaben und Ziffern von größter Bedeutung. Die Mehrzahl der Kinder aus gebildeten Familien kennen dieselben vollständig oder teilweise längst vor Beginn der Schul-

[1]) Tiedemann, l. c. pag. 34.

zeit. Die meisten Kinder lehren sich selbst die Buchstaben an Geschäftsschildern, Plakaten usw; es ist dabei gewiß nicht ohne Belang, welcher Art diese Plakate sind; so hatte mein Neffe für die Darstellung von Eifersuchts- und Mordszenen (Reklametafel eines Kinotheaters) das lebhafteste Interesse, ebenso für Kampfbilder (besonders nackte Ringkämpfer), aber auch für Kinderbilder, unter denen er Züchtigungsszenen den Vorzug gab. An solchen Plakaten studierte er für sich Buchstaben und Ziffern, letztere auch an den Tafeln der elektrischen Straßenbahn; so nannte er mit dreieinviertel Jahren die mit 8 bezeichneten Wagen »Bretzelwagen«, die *S*-Wagen »Schlangenwagen«.

Das vom Willen geleitete Erinnern, das Sich-Besinnen, tritt nach Preyer und anderen im dritten Lebensjahr, nach Stern erst später auf; diese Leistungen sind für die Erziehung von größter Tragweite, denn sowie das Kind seine Erinnerungen immer mehr dem Willen zu unterwerfen imstande ist, also durch Hinlenken der willkürlichen Aufmerksamkeit auf Vergangenes dieses aus dem Gedächtnisschatz beliebig wachzurufen, ist der Zeitpunkt gekommen, wo Belehrung und Ermahnung von dauerndem Einflusse werden. Das Kind kommt aber in diesem Stadium auch zur Erkenntnis gewisser Erinnerungstäuschungen, wie wohl es an diesen aus später zu erörternden Gründen trotz der gewonnenen Einsicht festhält. Das Sich-Besinnen tritt häufig zuerst in bezug auf Örtlichkeiten auf, an denen das Kind irgend welche psychisch bedeutsame Erlebnisse gehabt. Mein Neffe, der einmal durch sein allzu langes Spiel mit einem Hündchen schuld trug, daß seine Mutter den Eisenbahnzug versäumte, erinnert sich noch jetzt nach dreieinhalb Jahren genau der damaligen Situation. Langsamer als die Erinnerung an einen Ort vollzieht sich die der Zeit. »Einmal« ist dem Kind bald gestern, bald vor einem Jahr oder noch länger. Auch mit »Heute« und »Gestern« wird recht wahllos umgegangen, wobei nicht wie bei Verwechslung von »Gestern« und »Morgen« ein mangelhaftes Wortgedächtnis, sondern eine Erinnerungstäuschung bezüglich der Zeit vorliegt.

IV. Die Phantasie.

Vielleicht regt die Kraft unserer Seele, die uns das Häßlichste zu verschönen, das Alltägliche zu einem Wunderbaren zu gestalten vermag, ihre Flügel, ehe noch das Kind ihren Gebilden Worte leihen kann; denn kaum ist das kleine Wesen imstande, einen sprachlichen Ausdruck zu finden, so staunen wir auch schon über die Beziehungen, die es sich ohne Zutun der Umgebung schafft. Assoziations- und Erinnerungsfähigkeit sind der Unterbau und die Grundpfeiler des luftigen Gebäudes der Phantasie, das bald in unendlicher Breite, bald zu schwindelnder Höhe ausgeführt, immer aber auf den realen Erlebnissen fußt. Illusion und Kombination arbeiten, einander ergänzend, an den Gebilden, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verschmelzen lassen und für die der Raum vom Nichts bis zur Unendlichkeit sich dehnt. Auf keiner Lebensstufe vermag sich der Mensch so rückhaltslos dem Zauber der Phantasie hinzugeben wie in der Spielzeit. Sully bezeichnet das dritte bis vierte Lebensjahr geradezu als Gipfelpunkt der Phantasieentwicklung; in dieser Zeit ist dem Kinde einerseits alles noch neu genug, um mit ungeteiltem Forschensdrang aufgenommen zu werden, anderseits ist der Verstand unter dem Einflusse der Umgebung bereits genügend geweckt, um die gebotenen Eindrücke zu apperzipieren und zu verwerten. Schreibt man der Aufnahmsfähigkeit des kindlichen Geistes die für die Phantasiearbeit allein bestimmende Rolle zu, so nähert man sich damit der Ansicht Herbarts, daß die Tätigkeit der Einbildungskraft ihre stärkste Entfaltung im siebenten Lebensjahre zeige. Ich glaube, daß solche Annahmen zu sehr von der individuellen Beschaffenheit der infantilen Seele abhängen, als daß sich hierüber eine Norm aussprechen ließe. Und gerade für das Phantasieleben erweist sich das Milieu als ein Hauptfaktor. Wie anders entwickelt sich unter sonst gleichen Verhältnissen ein Kind auf dem Lande als das in der Stadt. Naturerscheinungen, die zu sehen dieses vielleicht nie Gelegenheit hat, prägen der Seele des Landkindes mit ihrer Gewalt, ihrem Schrecken, ihrer

Schönheit einen unvergänglichen Stempel ein. Wie anders träumt das in der Dorfstille aufwachsende Kind vom Zauber der Stadt, die dem städtischen bald jeder Poesie entkleidet ist. Und bei mehr als einem Kinde, das aus dem Gewühl der Großstadt zum erstenmale einen Wald betritt, bewahrheitet sich buchstäblich das Sprichwort »Den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen«. Hier haben die Märchen mit ihren finsteren, unwegsamen Forsten einen von der Wirklichkeit weit abliegenden Begriff geschaffen, den die Phantasie bereitwillig aufgenommen und ausgeschmückt hat. Sie bevölkert den Wald mit Fabelwesen und Ungeheuern, mit Dieben und Mördern und bereitet der Furcht einen fruchtbaren Boden; gibt es doch Tausende von Erwachsenen, die sich scheuen, von einbrechender Dunkelheit im Walde überrascht zu werden, indem sie an der alten, längst vergessenen Kinderfurcht festhalten, wenngleich sie solchen Zusammenhang nicht wahrhaben wollen.

Es ist kein Ding so unbedeutend, daß nicht die Phantasie ihm Größe und Wichtigkeit verleihen könnte. Sie beseelt dem Kinde jedes Stück Holz, dem Knaben zum männermordenden Krieger, dem Mädchen zu einem lebenswarmen Kindchen. Die ganze Poesie der Kinderseele hat ihre Wurzel in der Phantasie. Natürlich macht sich dabei auch eine sexuell-erotische Note bemerkbar. Das kleine Mädchen, das sein Püppchen wiegt und es nährend an seine Brust legt, hält fest an der Realität seines Tuns; es fühlt sich ganz als Mutter und mit gleicher Geschäftigkeit und Innigkeit vollzieht es alle Maßnahmen der Körperpflege, wie es die Mutter tun sieht; es vergißt nicht das Schelten und die Strafen, die es gelegentlich selber erleiden mußte, an dem Puppenkinde zu vollziehen. Analerotik und Sadismus finden hier ein reiches Arbeitsfeld zur offenen Betätigung wie zur Überkompensation; denn das fortwährende Scheuern und Putzen, das überemsige Ordnen und Zurechtlegen entspringt nicht allein dem Tätigkeitsdrang, sondern wir müssen darin eine beginnende Verdrängung jener verbotenen Gelüste erkennen, die sich in ihrer Ursprünglichkeit im »Doktorspiel« frei ausleben und in mancherlei

Phantasien offen zu Tage treten. Während eines Herbstaufenthaltes bei der Freundin seiner Mutter nahm mein damals dreieinhalbjähriger Neffe am Ausnehmen der Kohlrüben teil. Plötzlich rief er: »Du Mami«, (so nannte er die Dame zum Unterschied von seiner »Mutti«). »die im Gesicht garstig sind (= faulige Flecken zeigen), lege ich mit dem Popo (dem Strunk) nach oben.« Ebenso personifiziert der kleine Tiedemann[1]) mit zwei Jahren die Stengel von weißem Kraut. Scupins[2]) Knabe schält gern gekochte Kartoffeln, denn sie sind ihm »kleine Nackedei« und deshalb Gegenstand zärtlichen Betrachtens; die Phantasie macht die Schale zum Kleidchen und verleiht offenbar der Kartoffel Menschengestalt, — der Kern der Nacktheitsphantasien. Die Phantasie beherrscht das Leben des Kindes so mächtig, daß dieses sich gern seiner Persönlichkeit begibt und es sehr übel vermerkt, wenn die Umgebung dies nicht anerkennt. Stern[3]) schreibt von seinem Knaben Günter: »Bei unserem Knaben haben wir sehr früh jenes starke Illusionsleben beobachtet. Es gab eine Zeit (zwei; neun bis drei; sechs, kurz nach der Geburt der kleinen Schwester), in der er oft stundenlang am Tage eine andere Rolle annahm und auch anderen solche zuteilte. Er nennt sich nur ‚hoße Schwester‘; der wirklichen großen Schwester Hilde gibt er verschiedene andere Namen: kleine Hester, Mize oder Gettud; die Mutter ist die Hoßmutter. Manche Tage ist er Muttsen und versorgt die ‚kleine‘ (in Wirklichkeit die große) Schwester. Die Eigentümlichkeit ist, daß er diese Vorstellungen auch in Situationen der Wirklichkeit, beim Mittagessen, beim Anziehen usw. durchführt und außer sich ist, wenn jemand seine Aussagen durch richtige Namen korrigieren will. Auch Fremden gegenüber bezeichnet er sich als die ‚hoße Hester‘. Selbst in die aufgeregtesten Affektzustände hinein wird die Selbsttäuschung übernommen.« Aus (zwei; zehn): »Unter Tränen und großer Aufregung, sogar mitten in der Nacht läßt er

[1]) Tiedemann l. c. pag. 37.
[2]) Stern, Erinnerung, Aussage u. Lüge . . . pag. 104.
[3]) Scupin, l. c. II. pag. 80.

nicht von seinen Phantasien. Neulich abends hörte ich ihn im Bettchen jämmerlich weinen und auf meine Fragen klagte er trostlos, daß der kleine und der große Ball in der Allee verloren wären. Er flehte, ‚morgen soll die Hoßmuttsen die Bälle mit der hoßen Hester finden, die kleine Mieze soll aber nicht mitkommen.‘ Wie heftig seine Trauer war, erhellt daraus, daß selbst der Trost, ihm einen neuen Ball zu kaufen, nichts fruchtete: ‚Nein, keinen Ball kaufen, den hoßen und kleinen Ball finden‘, so stöhnte er — und dazu der Kontrast, daß er nicht von den verteilten Rollen abwich.« Sully[1]) führt zwei Schwestern an, die vorschlugen »Schwestern zu spielen«. Und das »Vater und Mutter«-Spiel ist ebenso uralt wie das »Mutter und Kind«. Es fragt sich nun, warum das Kind sich gerade in die Rolle eines der Familienmitglieder mit solcher Intensität hineinlebt; daß es diese Phantasie nicht nur nicht aufgibt, sondern auch von anderen verlangt, sie zu respektieren. Ich werde an späterer Stelle besprechen, von welch ungeheurem Einflusse Eltern und Geschwister auf das Liebesleben des Kindes sind, wie ein Familienzuwachs von ihm selten freudig empfunden wird, da ihm der kleine Ankömmling einen Teil der elterlichen Liebe raubt, wie endlich das Kind voll Eifersucht gegen den gleichgeschlechtlichen Elternteil ist und daß die Phantasie in ihrer schöpferischen Kraft Ersatz bietet für das, was die Wirklichkeit verwehrt. Wenn der kleine Ernst Wolfg. Scupin[2]) im vierten Jahre spontan sagt: »Ich wer' aber mein' Papa in ein' Topf stecken und immer heißen Wasser mit der Kelle übers Gesicht gießen, bis er schön weich wird, und dann wer' ich 'n Papa aufessen!«, so sind solche Phantasien nicht allein auf das Märchen »Hänsel und Gretel« mit der Knusperhexe zurückzuführen, sondern in ihnen kommt die unbewußte Absicht, sich gelegentlich des Papas, des gefährlichsten Rivalen bei der Mama, zu entledigen, zum Ausdruck und das Märchen liefert bloß das Mäntelchen, um den bösen Wunsch in harmlose Form zu kleiden. Der kleine Günter St. versetzt sich

[1]) Scupin, l. c. II. pag. 81.
[2]) Scupin, l. c. II pag. 81.

bezeichnenderweise kurz nach Geburt der kleinen Schwester in die fremden Rollen, bald große Schwester, bald Mutter spielend; da er aus seiner Stellung als verzärtelter Jüngster verdrängt ist, übernimmt er die Rolle der fürsorgenden Mutter oder wenigstens der älteren Schwester.

Frühzeitig beginnt das Kind bei seinem phantasiereichen Spiel den Geschlechtsunterschied zu beachten, und es ist charakteristisch, daß die gleichgeschlechtliche Rolle in der Regel bevorzugt wird, insbesondere lehnen Knaben es direkt ab, eine Frauen- oder Mädchenrolle zu übernehmen. Dieses Verhalten ist wieder als Zeichen des Ernstes im Spiele zu betrachten und auch der kindlichen Großmannssucht, nur solche Personen zu spielen, die dem Kinde durch einen wirklichen oder eingebildeten Vorzug ausgezeichnet sind. Und deshalb will der Knabe im Kriegsspiel »General«, aber nur ungern »gemeiner Soldat« sein, als der er sich dann wenigstens durch besonderen Mut oder durch üble Eigenschaften hervortut, will »Räuber« und nicht gedungener »Gendarm« sein. Und das kleine Mädchen ist lieber die »Frau« als die »Köchin«, lieber die »Mutter« als das »Kind«. In der untergeordneten Rolle weiß es sich aber stets durch allerlei Ausschreitungen schadlos zu halten. Auch in solchen Spielen wünscht das Kind, daß von der Umgebung der Schein der Realität, allerdings nur für die Dauer des Spieles, festgehalten wird. Mein Neffe liebte es mit vier bis sechs Jahren, mit seiner Tante »Fuhrmann« zu spielen, wobei er Spediteur, Architekt oder Stationsvorstand war, sie aber sich als Fuhrmann recht tölpelhaft anstellen mußte, um ihm reichlich Gelegenheit zum Brummen, Schelten usw. zu geben. Dabei ging es ihm sehr gegen den Willen, wenn der »Fuhrmann«, allzu rüde behandelt, plötzlich erklärte, er lasse sich dies nicht gefallen, er gehe zur Polizei und erstatte eine Anzeige: »Nein, nein, Tante H.«, erwiderte der kleine Schelm, »Du mußt dich nicht trauen; das ist ja kein Spiel.« Auch der kleine Scupin[1]) vermerkt es übel, wenn seine Mutter, sobald

[1]) Scupin, l. c. pag. 151.

er »Briefträger« oder »Kaufmann« ist, auf die Illusion nicht eingeht. All diesen Spielen liegt ein tiefer Kern zu Grunde. Denn so kann das Kind seine feindlichen Impulse gegen Eltern und Geschwister ausleben, ohne Strafe fürchten zu müssen, da es ja in jedem Augenblicke sein »Spiel« aufgeben kann; »nur im Spaß« verweigert es den Gehorsam, verklascht es die Geschwister, schlägt und beschimpft sie, indem die Puppen ihre Namen tragen, und erobert sich eine Tyrannis, die ihm in der Kinderstube niemals zu teil würde. Ja, es versteht im »Papa- und Mama«-Spiel dem einen oder anderen Elternteil, der sich vor kurzem eine Mißbilligung seitens des kleinen Richters zugezogen, diese Kritik in dürren Worten auszusprechen. Gleichzeitig aber gibt die Phantasie dem Kinde Gelegenheit zu Guttaten, zu denen in der Wirklichkeit ihm Wille und Kraft fehlen.

Eine besondere Rolle im Phantasieleben des Kindes kommt den F e s t e n zu, die in der Familie regelmäßig gefeiert werden, so vor allem dem Weihnachtsfeste mit seinem unendlichen Zauber. Wie lange hält das intelligente, phantasiereiche Kind an dem Glauben an Christkind, Weihnachtsmann, St. Nikolo und »Krampus« fest, wenn es sich auch gelegentlich seiner Überlegenheit über diesen Märchenglauben rühmt. Das Übernatürliche, Wunderbare ist für das Kind ein so notwendiges Element für sein Sinnen, daß es nur ungern diese Sphäre verläßt; denn unbewußt fühlt es, daß mit dem Aufhören des schönen Kinderglaubens ein gut Stück Poesie aus seinem Leben geschwunden ist. »Die Wunder«, schreibt G o l t z[1]), »waren mir zuletzt immer lieber wie ihre natürlichen Erklärungen, die, bei Lichte besehen, erst recht ins dicke Holz führten, und was ich so recht in der Seele als ein Wunder empfand, darum hab' ich selten einen Menschen mit Nachfragen behelligen mögen.« Der Christbaum mit seinem Lichterglanz ist dem Kinde ein beseeltes Wesen aus einer fremden, geheimnisvollen Welt, und hätte es am Tage zuvor noch so viele Weihnachtsbäume auf dem Markt gesehen. Ich konnte

[1]) Goltz, l. c. pag. 162.

mich als Kind nie eines Staunens erwehren, daß »ganz ordinäre Leute« sie verkauften. Ein kleines Mädchen von sechs Jahren bittet inständig, der Tannenbaum möge nach den Festtagen nicht verbrannt werden, »weil dies dem Christkind wehtut«. Und ein Knabe von fünf Jahren weigert sich aus demselben Grunde, Christbaumbackwerk in der Form eines Engels zu verzehren: »Nein, nein, da beiß' ich ja dem Christkind die Flügel ab.« Diese Belebung alles zum Weihnachtsfeste Gehörigen durch die kindliche Phantasie hinterläßt ihre Spuren bis in späte Jahre; poetische Naturen erhalten sich einen uneingestandenen Rest des alten Wunderglaubens an die Werkstätte des Weihnachtsmannes in der steten Mahnung an die Kinder, Krippe und Engel nicht zu berühren und diesen Baumschmuck nicht als Spielzeug zu betrachten.

Das schönste Werk der Phantasie ist die kindliche Vorfreude zu Festzeiten. Kein Erwachsener vergißt wohl je in seinem Leben des heimlichen Treibens in seinem Elternhause zur Weihnachtszeit, des Horchens an der Tür, des aufregenden Erwartens der Mutter, wenn sie von Einkäufen heimkehrte. Mein Neffe, der schon im vierten Jahre gelegentlich dezidiert erklärte, er wisse, es gebe kein Christkind, die Geschenke kämen von den Eltern und den Tanten, stand doch in seinem sechsten Jahre nicht an, zur Weihnachtszeit täglich zu fragen, ob wir das Christkind gesehen und was es gesagt habe. Ja, er legte spontan ein Notizheft an, in das seine Mutter links seine »Bravheiten«, rechts die »Schlimmheiten« eintragen, für je eine »Bravheit« eine »Schlimmheit« streichen mußte, damit das Christkind es lesen könne. Und wollte er abends nicht einschlafen, so blieb die von seiner Großtante mit verstellter Stimme getane Frage des Christkinds: »Schläft der Maxi schon?« nie ohne Eindruck. Stets kam die Antwort: »Ja, Christkind, ich schlafe schon; gute Nacht, Christkind«, worauf dieses mit feiner Stimme sagen mußte: »Gute Nacht, Maxi.« Ebenso erlosch von seinem dritten bis siebenten Jahre nicht das Interesse für Christkinds Werkstätte, mit der er Regen und Schnee in anal- und urethralerotische Verbindung brachte. Er fand es selbstver-

ständlich, daß die Erwachsenen dorthin telephonierten, und erfand sich, ohne daß wir dafür einen Zusammenhang wußten, die Nummer VIII, 568 als Telephonnummer für den Bezugsort der Geschenke überhaupt. Unterabteilungen waren 1 für das Christkind, 2 St. Nikolo, 3 Osterhase, 4 und 5 Geburts- und Namenstagsmann. Es ist dies eine zeitgemäße Reform der uralten Kindersitte des Briefschreibens an das Christkind. Auch der »Wunschzettel« spielt eine große Rolle im Leben meines Neffen. Vielleicht ist diese kindliche Gepflogenheit, zumal wenn sie im Übermaße geübt wird, als Vorläufer des Abfassens von Verzeichnissen, Inventaren usw. zu betrachten, dem manche Erwachsene mit einem gewissen Zwange obliegen.

Wie das Weihnachtsfest, so bildet auch das Osterfest für die Phantasie vieler Kinder einen Kernpunkt. Welches Kind zweifelt in seinem Unbewußten an der Realität des Osterhasen? Scupins[1]) Bübchen zeichnet und formt den Osterhasen und hofft, ihm auf dem Spaziergange zu begegnen, hält ihn für den Spender kleiner Gaben auch zur nachösterlichen Zeit und schreibt ihm sogar die Fähigkeit zu, nachts ein Loch in seinem Strumpf gestopft zu haben. Das Interesse an ihm ist ein so lebhaftes, weil sich hier dem Kinde die Frage nach dem Entstehen der Lebewesen aufdrängt. Mein Neffe weigerte sich unter Tränen, Marzipanhühnchen und -häschen zu verspeisen, weil sie (ohne Rücksicht auf ihre Art) die »Kinder vom Osterhasen« sind.

Die Ablehnung der Kinder, Naschwerk in Tier- oder Menschengestalt zu essen, — gelegentlich auch ein Umschlagen in ihr Gegenteil — ist so allgemein verbreitet, daß ihr ein tieferer Beweggrund nicht abzusprechen ist; wir erkennen aus ihr, daß die Kinderseele bei der Personifikation lebloser Dinge in ihrem Fühlen die ganze Stufenleiter der Liebe und des Hasses durcheilt. Mitgefühl und Grausamkeit betätigen sich am Gängelband der Phantasie, die nicht selten ihres Amtes entsetzt wird, sobald ein Erwachsener das Kind mahnt, die Prügel täten dem Pferdchen oder der Puppe weh. »Es spürt

[1]) Scupin, l. c. II, pag. 153, 210.

nichts, es ist ja nur aus Holz«, ist regelmäßig die Erwiderung des nüchternen Verstandes, der freilich im nächsten Augenblick schon wieder von der Phantasie verdrängt wird. Einer gleichen Verstandesarbeit entspricht die Ablehnung des kleinen Scupin beim Soldatenspiel, daß die schon erschossenen Soldaten nun über den Feind siegen sollten; »wenn die Roten die Blauen schon totgeschossen haben, da können doch nicht mehr die Blauen die Roten totschießen«. Die kindliche Phantasie geht ihre eigenen Bahnen, kein Weg ist ihr zu steil, überall findet sie eine Brücke, aber sie läßt sich nicht zwingen von fremdem Geist.

Ins Gebiet der Phantasie gehören auch die bald früher, bald später auftauchenden Berufspläne der Kinder, wiewohl ja hier der suggestive Einfluß der Erwachsenen nicht zu verkennen ist. Die stete Frage, die Fremde insbesondere an Knaben stellen: »Was willst du einmal werden?« wird nun in wenigen Fällen mit einem konsequenten »Nichts« beantwortet, wie dies mein Neffe im Alter von drei bis fünf Jahren zu tun pflegte. Häufig ist aus sexuellen Gründen, die Freud in den »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« erörtert, der Beruf eines Kutschers, eines Kondukteurs, aber auch eines Generals oder des Kaisers — was die psychoanalytische Erfahrung als Vater deuten lehrt — des Knaben Sehnsucht. Daß letzteres tatsächlich der kindlichen Auffassung entspricht, zeigt die vom Kinde häufig angefügte Bemerkung, welche Freiheiten die Kinder dann hätten, sowie der Umstand, daß der Phantasiekaiser gerade all das täte, was zu Hause der Vater verwehrt. Erst nachdem der Knabe zwischen den verschiedensten Berufen geschwankt, fällt seine Wahl nicht selten irgend einmal auf den des eigenen Vaters, wird aber leicht aus Motiven unbewußten Hasses gegen ihn bald wieder aufgegeben. Ein Knabe, der mit fünf Jahren in der Liebe zu seinem Vater ganz aufging, wollte in dieser Zeit nichts anderes als »Lehrer wie der Papa« werden. Familienzerwürfnisse entfremdeten das Kind dem Vater derart, daß es in seinem zehnten Jahre mit unverhohlener Geringschätzung seine Abneigung zeigte: »Ich werd' kein Lehrer, das ist mir

viel zu wenig; ich werd' ein Universitätsprofessor«; natürlich ahnte er nicht, daß die Reste seiner großen Liebe ihn bestimmten, doch wieder den Lehrberuf zu wählen.

Ein Beruf, der fast jedem Knaben einmal als schönstes Ziel gilt, ist der des Architekten oder des Ingenieurs; diese Vorliebe knüpft natürlich zum großen Teil an des Knaben liebstes Spielzeug, den Baukasten an. Betreibt er doch das Bauen mit jedem Material, das ihm unter die Hände kommt: Sand, Lehm, Teig, Bausteine, Holzstückchen, leere Zwirnrollen sind ihm gleich willkommen; mein Neffe baute in seinem sechsten Jahre eine Zeitlang täglich nach dem Mittagstisch aus einer zusammenlegbaren Speisenplatte und gläsernen Messerbänkchen ein — Klosett mit Spieltür und vergaß auch nie, die Abteilungen für Herren und für Damen zu trennen; ein Flaschenkork bildete die Laterne, »damit die Leute in der Nacht das Klosett finden«. Ein anderer Knabe von fünf Jahren baute im Garten eine Festung mit zehn Toren und — »zwanzig Aborten für die vielen, vielen Soldaten«. So nimmt die Phantasie auch im Spiele jene Wege, die wir schon bei der Besprechung der Anal- und Urethralerotik kennen gelernt haben. Die Liebe aber läßt den Knaben die schönsten Villen und Paläste aufführen — für die Mutter; in ihnen ist niemals Platz für andere, sie sind bestimmt für Mutter, Sohn und dessen Frau und Kinder. Als ich bei Bauplänen meines Neffen einmal einwarf: »Nun, und ich bekomme keine Wohnung in deinem Hause?« meinte er: »Nein, es ist ja kein Platz, und du willst ja nicht immer auf dem Lande wohnen« und fügte zögernd hinzu: »Na, ja, wenn du durchaus willst, so bekommst du ein Zimmer in der Mansarde; da hast du nämlich am meisten Ruhe.« So entledigt sich der Junge alles lästigen Zusammenseins mit anderen Personen, indem er deren Wünsche berücksichtigt. Ist beim Mädchen auch in den späteren Jahren des Spielalters schon das Schamgefühl ein Hemmnis für mancherlei Spiele dieser Art, so versäumt es aber doch nicht, seine Puppe ganz ernsthaft zur Verrichtung der körperlichen Bedürfnisse anzuhalten. Das Entzücken eines kleinen Mädchens

von sechs bis sieben Jahren kannte keine Grenzen über eine vom Onkel geschenkte Puppe, deren Mechanismus gestattete, eine regelrechte Verdauung zu imitieren. Die freudige Mitteilung: »Wir haben den ganzen Nachmittag der Puppe zu essen gegeben, weil sie alles wieder ‚machen' kann, und wir haben sie auch immer abgewischt«, läßt keinen Zweifel darüber, wie gut die Wahl des Onkels gewesen. Im selben Jahre erklärte die Kleine, als sie nach einer gelungenen Klavierproduktion gefragt wurde, was sie wohl werden wollte, naiv: »Eine Mama!« Eine schlecht verdrängte Anal- und Urethralerotik macht dem erwachsenen Weibe, wie dies die Psychoanalyse nachweist, die physische Pflege ihres Kindes nicht selten zur uneingestandenen Lustquelle. Gewiß aber beeinflußt sie Knaben wie Mädchen in frühem Alter mächtig in der Wahl des künftigen Berufes, indem ihr Unbewußtes hofft, diese Komponente des Sexualtriebes frei betätigen zu können.

Ein unendlich weites Feld bietet sich der infantilen Phantasie in der Frage nach der Entstehung der Kinder. Nur in sehr frühem Alter begnügen sich viele Kinder mit dem Märchen vom Storch und vom Kindersee; bald führt sie die Veränderung der mütterlichen Gestalt während einer neuen Schwangerschaft und das Wochenbett zu den ersten Zweifeln an der Wahrheit dieser Mitteilungen. Es dünkt sie bald unwahrscheinlich, daß das »Warmhalten« des kleinen Hinzukömmlings der alleinige Grund sei, warum Mutter das Bett hüte; so erklärt ein vierjähriges Mädchen, das durch die Geburt eines Brüderchens sich in der gewohnten Ordnung gestört sieht, es wolle sich an Stelle der Mutter ins Bett legen und das Kindchen wärmen, damit die Mutter aufstehen und das Frühstück bereiten könne. Auch die Fabel, der Storch habe die Mutter ins Bein gebissen, behält nicht auf die Dauer ihre Kraft, ja sie wird höchstens als gerechte Strafe für die Mutter angesehen, da sie sich noch ein Kind gewünscht. Ein fünfjähriger Knabe, der die Kunde, er werde bald ein Geschwisterchen bekommen, recht ablehnend aufnahm, meinte am Tage nach der Geburt: »Das ist schon recht, daß

der Storch die Mama so gebissen hat, daß sie schreien mußte; ich brauch' keinen Bruder.« Diese feindliche Einstellung gegen einen unerwünschten Familienzuwachs ruft in der infantilen Seele Todesphantasien und -wünsche gegen den kleinen Eindringling hervor, die dann in der Reaktionsbildung in übergroße Zärtlichkeit umschlagen. W. Stern[1]) verzeichnet aus der zweiten Hälfte des dritten Jahres seiner ältesten Tochter Hilde: [der kleine Bruder Günter ist zur Zeit ca. ein halbes Jahr alt.] »In einem Phantasiegespräch mit der Puppe, der sie ein Bilderbuch zeigt: ,Nu sieh mal puppe, sieh mal und das is ein ganz schönes bild, jaa? puppe hat schon esagt.' (Soll heißen, hat schon geantwortet.) [Mutter: Du mußt ihr erzählen, was auf dem Bilde ist.] ,tanten und onkel und ein günter und is tot.'« Stern meint, »tot« sei von dem Mädchen für »Liegen« gesetzt, indes in Wahrheit wohl auch hier die Freudsche Auffassung eines unbewußten Todeswunsches zu Recht gelten dürfte. Compayré berichtet von einem vierjährigen Knaben, der sich, mit einem Messer bewaffnet, über die Wiege eines zehn Monate alten Säuglings beugte und sein Gesicht schrecklich verstümmelte. Leider fehlt dem Bericht die Angabe, ob die Kinder Geschwister gewesen. Wie Freud und Rank nachgewiesen haben, knüpfen die kindlichen Sexualtheorien in der Regel an die Vorstellung von der Verdauung an. Da dem kleinen Kinde zumeist eine Kenntnis der Vagina fehlt, erscheint ihm die Geburt durch den Anus oder als Akt des Erbrechens ganz natürlich. Gelegentlich trifft man auch auf die Auffassung, das Kind werde aus der Brust, häufiger noch aus dem Nabel geboren, d. h. entweder durch spontanes Platzen des Leibes oder durch gewaltsames Aufschneiden; die erste Ansicht dürfte im Kinde die Lust am Aufknacken gewisser Kapselfrüchte und Knospen erzeugen; die letztere ist meist bei Kindern zu finden, die in Wort oder Tat etwas vom Gebärakt erlauscht haben.

Begnügt sich das kleine Kind in der Regel damit, der Mutter allein eine Rolle bei der Vermehrung der Familie zu-

[1]) C. u. W. Stern, Kindersprache pag. 62.

zuschreiben, und tritt die Frage: Wie kommt das Kind in den Leib der Mutter? gewöhnlich erst in der späteren Kindheit auf, so sind doch die Fälle frühen Nachsinnens über diesen Vorgang nicht vereinzelt. Hier ist, anknüpfend an die Märchen, der Genuß einer Frucht, eines Fisches usw. die gewöhnliche Erklärung für die Entstehung der Kinder und läßt sich mit der Theorie der analen Ausscheidung am besten in Einklang bringen. Was in dieser Weise aus dem Körper entfernt wird, muß durch den Mund, also als Speise, aufgenommen werden. Hiezu kommt der oft gehörte, mahnende Scherz, das Kind solle sich hüten, Obstkerne zu schlucken, da ihm sonst ein Obstbaum im Bauche wachse; und weiters stimmt für die kindliche Auffassung gut die Zunahme des mütterlichen Leibes bis zur Unförmlichkeit, die ja keinem Kinde entgeht. In seinem allfälligen Schweigen ist bereits eine absichtliche Verdrängung zu erblicken, die nichts mit kindlicher »Unbefangenheit« zu tun hat. Das Kind, dem diese Vorgänge nicht als etwas Verbotenes, auf das man nicht sieht, verheimlicht werden, äußert sich ganz objektiv und ohne Verlegenheit über die Veränderung des weiblichen Körpers durch die Gravidität. »Schau, Mutti, die Dame wird bald ein Kinderl bekommen«, konstatierte mein vierjähriger Neffe zur Entrüstung einiger mitreisenden Damen im Eisenbahncoupé, während der zukünftige Vater dem Kleinen erwiderte: »Ja, hoffentlich ist es auch ein so gescheiter Bub wie du!«

Nicht weniger von Phantasiebildern ausgeschmückt erscheint dem Kinde der S e x u a l a k t. Man könnte einwenden, davon wisse in der Regel ein wohlbehütetes kleines Kind nichts, aber man vergißt dabei, wie häufig in den besten Familien die Gepflogenheit herrscht, gerade die kleinsten Kinder ins Schlafzimmer der Eltern zu betten, in der irrigen Meinung, das Kind schlafe die ganze Nacht und so blieben ihm alle elterlichen Intimitäten verborgen. Nun gibt es erfahrungsmäßig eine große Anzahl von Kindern, die regelmäßig, kurz nachdem die Eltern sich zur Ruhe begeben haben, aufwachen, um so unbewußt die sexuellen Vorgänge zu stören, von denen sie gerade genug vernommen haben,

daß sie diese als etwas Besonderes, Heimliches, weil in der Dunkelheit Getanes, deuten. Wird das Kind etwas älter, so verhält es sich nicht selten ganz ruhig in seinem Bettchen, um mehr zu erspähen. Der Sexualakt erscheint ihnen oft als Rauferei, in der der stärkere Teil den schwächeren überwindet. Die Auffassung eines kleinen Jungen, »wenn die Mutter den Vater bei Tage geärgert, schnalle er sie abends ans Bett und schlage sie«, ist keine vereinzelte. Alle die Wahrnehmungen des Kindes vom elterlichen Geschlechtsverkehr lassen es diesen als Mißhandlung und Züchtigung betrachten und befriedigen die sadistische Anlage des Kindes. Insbesondere mag der Knabe aus solchen Betrachtungen ein starkes Selbstbewußtsein, ein Herrschgelüste schöpfen, das sich dann in den Tagesspielen als Wildheit und ungebärdiges Wesen kundtut.

Wie fein die Beobachtungsgabe des kleinen Kindes auf sexuellem Gebiete, wie üppig seine Phantasietätigkeit ist, beweist die Mitteilung einer Dame, die sich aus ihrer späteren Kindheit erinnert, sie habe stets gefürchtet, ihre Mutter füge dem Vater zur Nachtzeit ein Leid zu. Sprechen sich in dieser Vorstellung natürlich Haßregungen des Mädchens gegen die Eltern aus, so ist aber der Ursprung dieser Furcht damit allein noch nicht erklärt. Die Dame teilte als ein- bis siebenjähriges Kind das Schlafzimmer der Eltern und sah da häufig ihre starke Mutter über den Vater, der von schwächlicher Konstitution war, gebeugt. Obwohl sie diese Stellung nicht richtig zu deuten vermochte, spielte sie oft mit ihrer jüngeren zartgebauten Schwester »Mann und Frau«, wobei sie, die Stärkere, sich gern auf sie kniete mit der Drohung »ich erdrück' dich!« In dem verbreiteten »Vater- und Mutter«-Spiele lebt sich die Phantasie des Kindes in vollen Zügen aus; Exhibitions- und Schautrieb zu betätigen, gilt häufig als Zweck und Bedingung des Verheiratetseins.

F r e u d führt in der »Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre«[1]) lehrreiche Fälle vom infantilen Vorstellungskomplex über die geschlechtlichen Beziehungen zwischen

[1]) Freud, Über infantile Sexualtheorien.

Mann und Weib an, die als Paradigmen für den gewöhnlichen Entwicklungsgang der Kinderseele auf diesem Gebiete anzusehen sind. Das Kind muß sich zunächst zurechtfinden zwischen dem Märchenglauben und den Wahrnehmungen im realen Leben; in keiner anderen Interessensphäre begegnen ihm Lüge und Heuchelei in so aufdringlicher Weise wie gerade hier. Kommen dann noch gelegentliche Scherzworte der Erwachsenen hinzu, die meinen, sich vor dem Kinde nicht in acht nehmen zu brauchen, so ist bald jener Grad unbewußter Lüsternheit geschaffen, die begierig alles erlauscht, was eine Offenbarung der verheimlichten Verhältnisse bringen könnte. Die sexuellen Vorgänge im Tierleben treten dem Kinde frühzeitig entgegen und sind ihm durch die an der Defäkation beteiligten Zonen von so großem Interesse, daß selbst bei geringer Intelligenz bald ein Verständnis für den wahren Sachverhalt aufdämmert. Deshalb haben Pädagogen und Psychologen wiederholt den Vorschlag gemacht, die sexuelle Aufklärung an die Beobachtungen in der Pflanzen- und Tierwelt anzuknüpfen; mir scheint, mit wenig Erfolg, solange für die Entstehung des Menschen dem Storch seine Rolle vorbehalten bleibt. Der Aufklärung bedarf nur eine Sache, die ursprünglich falsch erklärt wurde. Wozu den Umweg über Storch, Kindersee usw.? Sowie der kindliche Intellekt die erste Frage nach der Herkunft der Kinder stellt, soll die Antwort Wahrheit geben, dem Fassungsvermögen des Kindes entsprechend. Wie klug und feinfühlig erörtert Frau Scupin ihrem fünfjährigen Söhnchen dieses Thema! Fände jede Mutter im rechten Augenblick das rechte Wort, so bliebe manchem Kinde ein Grübeln erspart, das ihm die Eltern und das höchste Gefühl des Menschen entweiht. Und wenn sie noch mit feinem Takte, wie die genannte Mutter, hinzufügt, das Kind solle sein Wissen still für sich behalten, »weil jede Mutter selbst ihrem Kinde das Menschwerden erklären wolle«, dann ist nicht zu besorgen, daß in so frühem Alter eine vorzeitig erwachende Lüsternheit das Kind zu verbotenem Handeln oder Reden verführte. Selbst wenn ein vierjähriges Bübchen, dem die Wahrheit nicht vorent-

halten wurde, einem anderen Kinde mit Stolz enthüllt, daß es im Leibe seiner Mutter gewachsen, so ist dieser Mißgriff keineswegs so groß, wie der der Mutter des zweiten Kindes, da sie den Verkehr der beiden Knaben untersagt mit der Motivierung: »Wie verdorben dieser Bube ist; meine Kinder hat der Storch gebracht.« Je natürlicher dem Kinde das Entstehen des Individuums erscheint, um so weniger beschäftigt es seine Phantasie. Ob man die Belehrung über die Fortpflanzung der Arten an die Erscheinungen des Pflanzen- oder des Tierlebens oder an die eigenen Beobachtungen des Kindes an künftigen Müttern anknüpft, dafür ist keine Norm aufzustellen. Sicher aber soll sie eher erfolgen, als das Kind Gelegenheit hat, etwas von den Intimitäten der Eltern zu erspähen; denn so wie dies vorausgegangen, ist das Kind um den besten Teil seiner Unbefangenheit gebracht. Es ist nicht zu leugnen, daß es weit leichter ist, dem Kinde Gravidität und Geburtsvorgang verständlich zu machen, als ihm die Rolle des Vaters zu erklären. Vor der Frage »Wie kommt aber das Kindchen in den Leib der Mutter?« macht in der Regel auch die Frau Halt, welche ihrem Kinde sonder Scheu erzählt, wie es lange Zeit in ihr gewohnt, in ihrem Leibe gewachsen sei, bis ihm die Wohnung zu eng und finster geworden und wie es, der Mutter viel Schmerzen bereitend, sich aus seiner Haft befreit habe. Über die intimsten Vorgänge zwischen Mann und Frau mit dem Kinde zu sprechen, scheuen auch die klügsten Mütter. Es wird noch viel, viel Zeit verstreichen, bis das Vorurteil geschwunden ist, auch hier in dem Augenblick die Wahrheit zu sagen, wo Verstand und Gemüt des Kindes sie fordern. Wenn nur die belehrenden Worte dem Kinde klar machen, daß dieser Akt die höchste Liebe bedeutet und erst dem Erwachsenen möglich sei, hat man ebensowenig zu befürchten, daß die infantile Phantasie überhitzt werde, wie etwa bei der Schilderung der Tätigkeit eines Ingenieurs usw. Es scheint übrigens die Natur selbst Grenzen gezogen zu haben, bei denen die Wißbegierde des Kindes auf den verschiedenen Altersstufen haltmacht. Mein Neffe, ein äußerst intelligenter Bursche, der keine Frage

zu tun scheut, wenn es sich um etwas ihm Wissenswertes handelt, wurde schon frühzeitig über die Herkunft von Tier und Mensch unterwiesen, was durch seinen ständigen Aufenthalt auf dem Lande wesentlich erleichtert war. Er erkannte mit vier Jahren in dem Wachsen der Zitzen, daß das Tier Junge bekommen werde, und machte eine Nutzanwendung auf seine weibliche Umgebung. Er schützt und füttert trächtige Tiere und ist voll ritterlicher Aufmerksamkeit gegen gravide Frauen. Aber noch jetzt, im Alter von sechseinhalb Jahren ist es ihm gleichgültig, wie sich dies vorbereitet, ja er scheint zu glauben, daß die Schwangerschaft in einem bestimmten Alter von selbst komme und sich schon in früher Kindheit vorbereite. Hierauf weist wenigstens seine Äußerung nach einem Besuche seiner siebenjährigen Freundin: »Die Erna wird einmal drei Kinder bekommen; ich hab' sie in ihrem Bauch raufen gehört.«

Die Vorurteile, die bei der Behandlung des sexuellen Problems in der Kindererziehung noch immer ein natürliches, freies Vorgehen verhindern, sind die trüben Quellen, aus denen manche Perversionen der Erwachsenen fließen. Die psychische Impotenz des Mannes, die ihn gleichzeitig zu jeder Arbeit und jedem Lebensgenusse unfähig macht, die Anästhesie der Frau, durch welche beide Gatten um die Freuden der Umarmung betrogen werden, haben nicht selten eine ihrer Wurzeln in den verschrobenen sexuellen Ansichten und Forderungen seitens des einen oder anderen Teiles, die sich als untilgbare Reste der infantilen Sexualtheorien erhalten haben; insbesondere dem Weibe bleibt häufig ein gewisses Schuldgefühl, die peinliche Empfindung, an etwas Häßlichem, Verbotenem teilgenommen zu haben.

Der Phantasietätigkeit des Kindes eröffnet sich ein ergiebiges Feld auf dem Gebiete des M ä r c h e n s; entbehrt doch fast keines jener Beziehungen, die auch dem kleinsten Kinde von größter Bedeutung sind, Liebe und Haß, Grausamkeit und Milde. Die Königin, die sich vergeblich nach einem Kindchen sehnt und deren Wunsch endlich eine gütige Fee durch das Geschenk einer Frucht erfüllt, die Königs-

tochter, die den Hirten zu ihrem Herrn und Gemahl erwählt, der Prinz, der auszieht, Drachen und andere Ungeheuer zu bekämpfen, um der Minne seiner Dame sich würdig zu erweisen, erwecken in der kindlichen Seele den gleichen Widerhall, wie die tausend Nöte der sieben Geislein, die Todesangst des Rotkäppchens. Wie genau verfolgt das Kind jede Einzelheit der Erzählung und wie unerbittlich verbessert und ergänzt es jedes Abweichen vom Texte. Meine Schwester litt in ihrem dritten Jahre nicht die geringste Änderung des einmal gehörten Wortlautes. Wehe, wenn unsere Tante, die unermüdliche Märchenerzählerin unserer Kinderstube, berichtete: »Und bald nachher bekam die Königin ein Kind«; »nein, nein«, warf die kleine Richterin ein, »erst nach einem Jahr« oder, »nein, du hast ‚wieder' ausgelassen; es ist ja schon das zweite Kind.« Läßt der kritische Verstand keine Änderung des Textes ungerügt, so sorgt wieder die Phantasie dafür, daß die kleinen Lauscher ihre wahre Umgebung, Zeit und Ort vergessen, mitfühlen mit dem Märchenhelden, mit ihm die entsetzlichsten Qualen des Hungers und des Durstes leiden und alle Schrecknisse des finsteren Waldes miterleben. Wie häufig weigert sich ein Kind, wenn die Erzählstunde zu Ende ist, in ein dunkles Zimmer, ja selbst in das benachbarte, allein zu gehen; denn ihm folgen die Ungeheuer und Spukgestalten, es fühlt sich im Banne des Märchens und nur langsam und widerwillig begibt es sich des Zaubers, in den es sich eingesponnen. Daß dabei sexuelle Gefühle stark mitspielen, ist nicht zu leugnen. Die Analyse an Neurotikern hat ergeben, daß Furcht häufig libidinöse Regungen auslöst, und es erinnern sich nicht wenige gesund gebliebene Erwachsene, daß sie während intensiven Zuhörens beim Märchenerzählen gleiche Organempfindungen hatten, wie in späteren Jugendjahren in den lustvollen Augenblicken onanistischer Betätigung; Zusammenpressen der Schenkel, Strecken des Körpers, Anpressen der Arme an denselben, unnatürliches Anhalten des Atems können dem aufmerksamen Beobachter des Kindes beim Lauschen auf Märchen nicht entgehen. Ja, nicht selten begleiten direkt masturbatorische Akte

das Zuhören. Mein Neffe berichtete mit vier Jahren ganz harmlos seiner Mutter: »Wenn du mir am Abend Märchen erzählst, klemm' ich mein Zipferl so fest zwischen die Schenkel, daß es ganz heiß und steif wird.« Das »feste Sitzen«, wie Kinder das ruhige Verweilen beim Erzählen nennen, bleibt vielen Personen zu eigen, insbesondere in den Backfischjahren hört man oft die Klage: »Jetzt bin ich vor lauter Lesen (Romanlektüre) ganz steif geworden«; die geröteten Wangen und die glänzenden Augen vervollständigen das Bild sexueller Erregung.

Die Phantasie vermag dem Kinde alles vorzuzaubern, was ihm wünschenswert erscheint. Besonders die Natur wird durch die schöpferische Kraft der Einbildung umgestaltet nach der jeweiligen Gefühlswelt des Kindes. »Was alle Kinderphantasien fast ohne Ausnahme gemein haben,« schreibt Goltz[1]), »das ist die Vorstellung von einer ganz neuen und unerhörten Welt hinter dem scheinbaren Horizont.« In ihr drückt sich vielleicht die Sehnsucht, dem Lebensrätsel auf den Grund zu kommen, aus, und sie ist zugleich die Wurzel der Lust der Knaben, auf Abenteuer und Reisen auszuziehen. Die »ganz neue und unerhörte Welt« ist dem Kinde natürlich eine solche, in der ihm noch größere Liebe geschenkt wird als daheim, in der es kein Gebot und kein Verbot gibt, eine Welt, in der sein Wille allein gilt. Das Aufbauen einer eigenen Welt, eines Reiches, das abseits und gesondert vom Alltagsleben liegt, ist dem Kinde im allgemeinen eigen. Eine Ecke des Zimmers für sich und die Spielgenossen abzugrenzen, ein Stück Erde im Garten sein eigen zu nennen — und wär's noch so klein — ist des Kindes Lust und Sehnsucht. In diesem abgegrenzten Raum fühlt es sich Alleinherrscher, hier trägt es die heimlichen Schätze aus seiner Tasche zusammen, hier kauert es nieder im Trotze, hier verbirgt es sich, wenn die Stimme der Mutter es abberuft vom Spiele. »In der Kindheit empfindet man die Poesie des Winkels, des abgegrenzten Raumes im allgemeinen Raum. In diesem Bedürfnis,

---

[1]) Goltz, l. c. pag. 254.

einen abgesonderten Ort, eine kleine Welt in der großen zu haben, hat das Budenbauen der Kinder seinen poetischen Grund nicht minder, wie das Allerheiligste im Tempel Salomonis.«[1]) Ich habe stets bemerkt, daß dieses Suchen nach einem stillen Winkel besonders bei jenen Kindern zu finden ist, in deren Familie gewisse Wohnräume, sei es ein Empfangsraum für Gäste, sei es das Arbeitszimmer des Vaters, ein der Jugend verbotenes Gebiet ist. Der Raum unter dem Tisch oder dem Klavier ist aber, vielleicht in Erinnerung an der Mutter Schoß, wohin die Allerkleinsten vor jedem neuen Eindruck flüchten, auch eine Zufluchtsstätte vor angedrohter Strafe. Die Vorliebe für abgesonderte versteckte Räume erstreckt sich natürlich bei fast allen Kindern auf den Bodenraum und den Keller. Der Ausblick »auf die ganz neue, unerhörte Welt« vom einen, die furchterregende Dunkelheit des anderen locken das Kind immer von neuem. Erwägt man noch, wie geeignet solche abgesonderte Winkel für manch verbotenes Vergnügen sind, so erklärt sich leicht ihr nie versiegender Zauber. Möglicherweise ist die letzte Wurzel der infantilen Neigung für stille Winkel in Mutterleibsphantasien zu suchen, wofür die Aussagen psychoanalytisch behandelter Neurotiker sprechen.

Obwohl die Erscheinungen der Furcht dem Gebiete des emotionellen Lebens angehören, erscheint es mir doch nicht unpassend, von ihr im Anschlusse an ihre mächtige Förderin, die Phantasie, zu sprechen. Compayré bezeichnet sie als »die charakteristische Gemütsbewegung des Kindes« und Stanley Hall gewährt uns in seiner geistvollen »Untersuchung über die Furcht« einen tiefen Einblick in ihr Wesen und ihre Formen, von denen die meisten aus früher Kindheit datieren. Der erstgenannte Forscher sieht in ihr »eine allgemeine Ahnung eines möglichen Übels« und schreibt ihr Entstehen dem Zusammenwirken von Intelligenz und Phantasie zu. Während aber in reiferen Jahren die Vernunft der überhitzten Einbildungskraft hemmend entgegentritt,

[1]) Goltz, l. c. pag. 256.

durch ihre Einwände schwächt, was diese geschaffen hat, liegen beim Kinde die Verhältnisse anders. Die infantile Intelligenz erfährt durch die Beweglichkeit der Vorstellungen, durch das relativ geringe Ausmaß an Erfahrungen und Kenntnissen so starke Hemmungen, daß die Phantasie in gewissen Situationen, die dem Kinde fremd oder ungewohnt sind, leicht die Oberhand gewinnt. So entsteht die Furcht vor dem Neuen und vor der Dunkelheit. Beide sind der Ausdruck erhöhter Liebesbedürftigkeit. Die Dunkelheit verliert beim Kinde viel von ihrem Schrecken, sobald es sich nicht allein fühlt. Es tastet nach einer schützenden Hand, es will wenigstens die Stimme einer geliebten Person hören, ja es täuscht sich eine solche vor durch lautes Singen oder Sprechen; es flüchtet sich also zum eigenen Ich, wenn fremde Liebe nicht zu erreichen ist. Auch an alles Neue, Unbekannte tritt das Kind mit Liebesansprüchen im weitesten Sinne des Wortes heran, deren Erfolg ihm zumindest unsicher erscheint. Für Personen ist dies von vornherein einleuchtend, doch auch für unbeseelte Dinge gilt das Gleiche; denn die Phantasie belebt dem Kinde jeden Gegenstand und wir müssen nur statt »Liebe« »Lustgewinn« setzen, dann haben wir schon die richtige Beziehung gefunden.

Zu diesen beiden primitivsten Formen der Furcht gesellen sich schon häufig in frühester Kindheit andere, die bezüglich ihres Ursprungs durchwegs auf das sexuelle Gebiet weisen. Weil aber die sexuell-erotischen Erlebnisse rein individuell verlaufen, so geht das Furchtgefühl nicht bei allen Kindern die gleichen Wege; doch bei allen nistet es sich in jene Winkel der Seele ein, in denen die Phantasie der ungestillten Libido, der unbefriedigten Wißbegierde harrt, um der einen neue Nahrung zu bieten, der anderen Antwort zu geben auf die sexuellen Fragen, die die Großen zurückgewiesen. All das Unverstandene und Halbverstandene von den geschlechtlichen Beziehungen beim Menschen und beim Tier staut sich in der Kinderseele, und in dem vergeblichen Ringen nach Klarheit wachsen die Gespenster der Furcht. Sie werden so riesengroß, daß die junge Seele unter ihrer Last zusammenbricht.

Gehören auch diese extremen Fälle nicht in den Bereich dessen, was diese Blätter behandeln wollen, so ist doch die Grenze zwischen normalem und pathologischem Ablauf des psychischen Geschehens hier derart fließend, daß es schwer ist, von der Furcht des gesunden Kindes zu sprechen, ohne die Phobien des neurotischen zu berühren.

Von größter Bedeutung für die Hintanhaltung und die Linderung iuveniler Furcht sind die erziehlichen Maßnahmen; denn häufig entspringt diese Emotion geradezu aus einer verfehlten Erziehungskunst. Furcht vor Strafe, vor irgendwelchen Spukgestalten der rächenden Gerechtigkeit ist einerseits auf übergroße Strenge, anderseits auf zu geringe Autorität des Erziehers zurückzuführen. Das Kind soll aus Liebe gehorchen, dann bedarf es keiner Strafandrohung und keines »Wauwau« und seiner Sippe. Das richtige liebevoll-autoritative Verhältnis zwischen dem Kinde und den Erwachsenen seiner Umgebung wird auch die Furcht vor Tieren nicht aufkommen lassen, zumal wenn sich jene ihm nicht zum Vorbild der Angst machen. Weil dem Kinde aus der Furcht nicht selten libidinöse Befriedigung erwächst, so ist ihm dieses Gefühl zugleich lust- und unlustvoll betont und aus dieser Ambivalenz erklärt sich, warum die Furcht »ansteckend« ist.

V. Die Vernunft.

Ist das verstandesmäßige Auffassen der Umwelt die notwendige Voraussetzung zur Betätigung der Phantasie, so ist aber auch dieser nicht eine Rückwirkung auf die Bildung von Urteil und Schluß abzusprechen; sie gleicht dem Dampfkessel, der immer neue Bewegungsenergie liefert, der Verstand ist gewissermaßen der stetige Vorrat an Wasser, der vor Überhitzung schützt, und Bremse zugleich, die ein Entgleisen verhütet. In dieser wechselseitigen Ergänzung, in dem stärkeren Hervortreten bald der einen, bald der anderen Komponente entrollt sich vor unserem Auge die unendliche Mannigfaltigkeit des infantilen Geistes- und Gemütslebens. Dem kleinen Realisten, der schon früh die Dinge erfaßt, wie sie sind, ihren praktischen Wert prüft und sie darnach beur-

teilt, steht der Idealist, der Träumer gegenüber, der sich einspinnt in eine Welt von Vorstellungen, die mit der realen Wirklichkeit nur den Kern gemein haben. Er neigt frühzeitig zum Grübeln, er schließt sich von Gespielen ab und lebt in einer Traumwelt, die er ängstlich vor fremden Augen zu hüten weiß. Aber auch bei ihm ist die verstandesmäßig erworbene Erfahrung Führerin der Phantasie; nur in Fällen von krankhafter Überreizung macht diese sich von der hemmenden Fessel frei. Beim normal veranlagten Kinde bleibt dem Verstande die Oberherrschaft vorbehalten, um den kleinen Phantasten nicht vergessen zu lassen, daß auch die schönsten Träume vor der Wirklichkeit zerstieben müssen; trotzdem stößt sich der kleine Idealist unendlich viel öfter an den Härten des Alltags als der Realist, der die Dinge nüchtern nimmt, wie sie sich darbieten. In dieser natürlichen Veranlagung liegt ein Keim zu der künftigen Geistesrichtung, der Wahl des Berufs, der Weltauffassung im allgemeinen. Aber auch dem sexuellen Interesse ist sie von Bedeutung; an dem träumerischen Kinde gehen gewisse Eindrücke aus dem Tier- und Menschenleben weit länger unbemerkt vorüber als an dem praktisch veranlagten. Dieses freilich begnügt sich verhältnismäßig leicht mit einer ihm vernünftig dünkenden Erklärung, der Grübler aber sinnt ihr nach, die Phantasie schlingt ihre verworrenen Ranken um die Wahrheit und in dem Kinderköpfchen entsteht ein Chaos von Wahrem und Falschem, in dem es sich nicht zurechtfindet.

Die Schwankungen in der Vorherrschaft des Verstandes und der Phantasie bemerken wir nicht nur an verschiedenen Individuen, sondern auch bei einem und demselben Kinde treten sie deutlich zu Tage. Beschäftigung, Umgebung, Ereignisse in der Familie beeinflussen die Richtung des Geisteslebens außerordentlich, und ein Kind, das im geschäftigen Treiben des Elternhauses voll praktischen Interesses ist, zeigt sich, in die stille Umgebung der Großeltern versetzt, bald ganz verändert. Die ungewohnte Stille des Alters, die vielen Gegenstände aus einer Zeit, die es nicht kennt und von der die Großmutter viel Schönes und Märchenhaftes zu berichten

weiß, wirken mit Macht auf die Phantasie des Kindes; aus dem kleinen Realisten wird mit einem ein stiller Träumer, der das Haus voll von Geistern aus alten Tagen sieht.

Die Betätigung des Verstandes erfolgt wie beim ganz kleinen Kinde auch noch in der Spielzeit mit einer gewissen Auswahl des Gebotenen. Während das eine Kind besonders die Farben der Dinge ins Auge faßt, diese frühzeitig kennt und unterscheidet und sich an ihnen ergötzt, richtet ein anderes seine ganze Aufmerksamkeit auf die Form, ein drittes horcht vor allem auf Klänge und Geräusche und beurteilt hiernach die Gegenstände, indes ihm Farbe und Form von geringem Belang sind. Die Richtung, in welcher sich die Intelligenz beim kleinen Kinde besonders betätigt, erlaubt berechtigte Schlüsse auf die spezielle Eignung und die Wahl des künftigen Berufes zu ziehen, wenn schon gerade auf diesem Felde in der Pubertätszeit sich oft vollständige Wandlungen zeigen. Sicher aber äußert sich z. B. musikalische Begabung in frühem aufmerksamen Auffassen von Tönen und Rhythmen, in der heftigen Art der Gemütsreaktion auf Musik, in der Bevorzugung tönender Spielzeuge. Mein Neffe, der es jetzt in seinem siebenten Jahre ebensowenig wie in seinem zweiten liebt, wenn seine Mutter auf dem Klavier spielt, lehnte singende Spielvögel usw. schon in dieser ersten Periode ab und auch ein Glöckchenspiel interessierte ihn nur, wenn eine andere Person sich dasselbe angeeignet hatte; also war reiner Neid das Motiv seiner gelegentlichen Vorliebe für Klänge. Die Mutter des Knaben, eine vorzügliche Klavierspielerin, zeigte schon in früher Kindheit intensive Freude an Musik. Bei beiden spielt das persönliche Verhältnis zu ihrer Mutter eine bedeutende Rolle. Der äußerst lebhafte Knabe empfindet den Zwang, sich in der Zeit des mütterlichen Klavierspiels allein und nicht allzu lärmend zu beschäftigen, als eine Verkürzung der maternalen Zuneigung. Noch im sechsten Jahre weinte er plötzlich still vor sich hin und, um den Grund befragt, erklärte er unter Schluchzen: »Ich kann nicht leiden, wenn die Mutti Klavier spielt; das dumme Klavierspielen!« Die Mutter selbst wieder sah in dem Spiel ihrer Mutter einen

Liebesbeweis, den sie sich oft in der Dämmerstunde erbat. Die Wege, die die Intelligenz des Kindes einschlägt, sind nicht minder von der natürlichen Anlage, als vom Gemütsleben vorgezeichnet, wie sich dies beim Schulkind in auffallendster Weise zeigt. Diese Gefühlsbetonung des kindlichen Geisteslebens weiß sich eine kluge Mutter zu nutze zu machen, indem sie das Mittel der Liebe anwendet, wenn Belehrungen nichts fruchten, das Kind von schädlichem Tun abzuhalten. Selten nur verhallt das Wort der Mutter »Tu es mir zuliebe!« ungehört. Die Entwicklung der intellektuellen Fähigkeiten hängt in so hohem Maße von der gemütlichen ab, daß diese in der ersten Kindheit geradezu die conditio sine qua non für jene bildet. Ich erinnere an all jene bedauernswerten Kinder, denen mangels liebevoller Beschäftigung seitens der Erwachsenen die Wunder der Umwelt lange verschlossen bleiben, die nicht selten im unmittelbaren Zusammenhang damit eine von organischen Bedingungen unabhängige Verzögerung der Sprachentwicklung aufweisen. Je mehr Liebe das Kind in seinen ersten Lebensjahren erfährt, desto schöner entfaltet sich nicht nur sein Gemüt, sondern auch sein Verstandesleben.

Von besonderem psychologischen Interesse ist es, die Begriffe Raum und Zeit sich bilden zu sehen; beide entwickeln sich im engsten Anschlusse an das Gefühlsleben. Schmerzempfindungen führen das Kind zunächst zur Trennung seiner Person von der Außenwelt und vermitteln ihm die Erkenntnis, daß der Raum in seiner Vielgestaltigkeit doch Grenzen aufweist, die zu überschreiten, physisches und psychisches Unheil nach sich zieht. Das elterliche Verbot, gewisse Räume aufzusuchen, das körperliche Unvermögen, entfernte Gegenstände zu erreichen, vermitteln den Begriff der Ausgedehntheit des Raumes und der allmähliche richtige Gebrauch des Auges läßt seine Unendlichkeit ahnen. Die lustvolle Muskelbetätigung, die im Haschen und Klettern zum Ausdruck kommt, leitet das Kind zur Unterscheidung von oben und unten, von hoch und niedrig, Begriffe, die vom kindlichen Geiste möglichst real gefaßt, durch Zahlenangaben

fixiert werden, die freilich weit übers Ziel schießen. »Der Himmel ist 100.000 *cm*, nein, 1 Million Kilogramm hoch, das Meer ist 20 *m* tief«, sind für die geistige Entwicklungsstufe eines Vierjährigen charakteristische Aussprüche. Sowie das Kind sich einen Begriff vom Raum gebildet hat, fängt es an, die Dinge zu messen mit Zollstab und Zentimetermaß, mit Wage und Geldeswert. Dabei kommen natürlich in erster Linie diejenigen Gegenstände an die Reihe, die dem Interesse des Kindes am nächsten stehen: »Wie lang ist der Apfelstrudel, wenn er nicht eingerollt ist?« und »Wenn man das ,Drücki' messen könnte, wie lange wäre es denn?« oder in der Form der Verdrängung: »Wie lange ist eigentlich der Darm?« Bei Knaben kommt noch, wie wir schon hörten, die Frage nach der Länge des Membrums bei Tieren und Menschen hinzu. Da das spielende Abmessen der Dinge überhaupt mehr bei der männlichen als bei der weiblichen Jugend anzutreffen ist, liegt die Vermutung nahe, daß eben das Interesse an den eigenen Geschlechtsorganen und an ihrer Vergleichung mit denen anderer vielleicht die geheimste Wurzel dieses Spieles ist. Die Lust an solcher Beschäftigung erklärt auch, warum Knaben in der Regel sich früher mit Zahlen und Ziffern befreunden als Mädchen, die diesen Begriffen oft noch in der ersten Schulzeit trotz großer allgemeiner Intelligenz mit vollem Unverständnis gegenüberstehen. S c u p i n s Söhnchen rechnet zu Ende des sechsten Lebensjahres bereits selbständig in Additionen und Subtraktionen, mein sechsjähriger Neffe vervielfacht und teilt mühelos im Zahlenraume bis 20, indes seiner Mutter noch bis zur Vollendung des siebenten Jahres die einfachsten Rechenexempel bittere Tränen entlockten, während sie mit fünfeinhalb Jahren bereits fließend lesen konnte. Bei Knaben zeigt sich eine ausgesprochene Bevorzugung m a s s i g e r und insbesondere l ä n g l i c h e r Gegenstände. Spazierstöcke gelten geradezu als Symbol der Männlichkeit und dasselbe Motiv wird wohl auch als Reiz anderer langgestreckter Dinge anzusehen sein; so bauen sie ihre Türme zu schwindelnder Höhe, ihre Tunnels und Eisenbahnzüge erreichen die größtmögliche Ausdehnung,

kurz, je länger und größer das selbstgeschaffene Spielzeug, desto stolzer ist der kleine Junge. E. u. G. Scupin notieren von ihrem Knaben im neunten Monat des sechsten Jahres[1]: »Vom Kneten mit Plastilin gilt dasselbe, was wir vom Zeichnen sagten: Alles, worauf besonders Wert gelegt ist und worauf er recht stolz ist, gerät unverhältnismäßig groß.« In ähnlichem Zusammenhange mit sexuellem Empfinden wie die Länge und Größe der Dinge dürfte auch die Vorliebe für das Werfen und Schleudern, die nach Darwin dem Knaben angeboren ist, stehen. Darwins Ansicht enthält besonders dann viel Verlockendes, wenn man das Angeborensein des Werfens als unbewußte Betätigung des Sexualtriebes überhaupt und speziell seiner Komponente, des Sadismus, auffaßt. Die Aggressivität des Knaben, die stete Bereitschaft, zu ringen, andere zu unterwerfen, sind in der Tat Vorbereitungen für das einstige Verhalten beim Geschlechtsakt; das Vorsichhinwerfen, das Zielen ließe sich gleicherweise als Symbol der Erektion, die auch dem jugendlichen Alter nicht fehlt, betrachten, wie die Sprache des Traumes in langen, spitzigen Gegenständen eine Symbolisierung des Membrums erkennt. In eigentümlicher Übereinstimmung mit der angeborenen Lust des Werfens steht die Neigung der Knaben, jede Höhlung ausfüllen, in jede Öffnung mit dem Finger eindringen zu wollen. Der eindreivierteljährige Knabe O. übersah bei Spaziergängen auf dem Lande kein Astloch in Gartenzäunen, kein Brunnenrohr, ohne »der Mutter Finger in dasselbe einzuführen«, wie diese, ihres eigenen bezeichnenden Ausdrucks unbewußt, sagte. Derselbe Junge gab mit zwei bis drei Jahren seiner Mutter Zungenküsse und äußerte einmal im Kosen: »Mutter, ich steck' dir meinen Wiwimacher in den Mund!« Es scheint also auch der Drang, Öffnungen auszufüllen, dem Knaben atavistisch eigen zu sein, und ihm ist wohl die puerile Neigung, Höhlen zu bauen und in ihnen Schätze zu verstecken, zuzuschreiben; während von den Mädchen dieses Spiel in der Regel

[1]) Scupin, l. c. II. pag. 207.

seltener gepflogen wird und dann als alleinige Betätigung der Anal- und Urethralerotik oder früher Masturbation anzusehen sein dürfte. Auch das Nasenbohren der Kinder ist sowohl eine Verschiebung der verbotenen Selbstbefriedigung an eine harmlose Zone, als bei Knaben die Realisierung des Wunsches, in eine Öffnung möglichst tief einzudringen.

Eine besondere Rolle spielen für alle Kinder, Knaben wie Mädchen, in einem gewissen Alter Gegenstände von besonderer Kleinheit. Winzige Püppchen, Wagen, Nippsachen und Gebrauchsartikel erregen ein zärtliches Bewundern des Kindes und die kleinsten Tiere sind ihm in der Regel Gegenstand der hingebendsten Fürsorge und Zuneigung. Vielleicht fließt diese Vorliebe aus autoerotischer Quelle; denn es ist auffallend, wie das Kind in seinem Spiel mit winzigen Dingen genau jenen Ton von Zärtlichkeit und Innigkeit trifft, mit dem die Mutter es selbst liebkost und umsorgt. Und besitzt oder sieht es Dinge derselben Art in verschiedener Größe, so versäumt es nicht, sie »Mutter und Kind« zu nennen, oder sich selbst als Elternteil und das kleine Vögelchen als »Kind« zu bezeichnen. Der kleine Scupin[1]) zeigte im fünften Lebensjahr ebenso deutlich seine Vorliebe für kleinere Tiere, wie mein Neffe, der in helles Entzücken geriet, als sich ihm ein Marienkäfer auf den Arm setzte. Da die Kinder in diesem Alter häufig noch keinen Ekel kennen, dehnt sich ihre Neigung für das Kleine auch auf Raupen, Käfer, Würmer aus. Als Kind von sechs Jahren ließ ich winzige Kröten auf meine Hand springen und beobachtete mit aufgeregter Freude ihr possierliches Hüpfen. Die auswählende Bevorzugung, die seitens aller Kinder auf runde, insbesonders kugelförmige Körper fällt, läßt sich ungezwungen aus der weit verbreiteten infantilen Koprophilie erklären; ja es gibt nicht wenige Kinder, die aus der Unterdrückung des Stuhlganges sich gerade einen Zeitvertreib verschaffen in der schließlichen Herstellung beliebiger Formen. Der kleine Knabe O. rühmte sich mit vier Jahren, »er könne alles ,machen', was er wolle«.

---

[1]) Scupin, l. c. II. pag. 112.

Die allmähliche Auffassung des Raumbegriffes führt die kindliche Intelligenz zu der wichtigen Frage: Woher und wohin kommen die Dinge?, was ja in letzter Linie immer auf den Ursprung des Menschen abzielt, aber auch Anregung zum Sinnen über das Ende alles Lebens, über Sterben und Tod, und im Anschluß daran über religiöse Fragen gibt. Das Verschwinden der Dinge ist dem kleinen Kinde ein Rätsel, das eine Lösung findet, wenn es sich um den unmittelbaren Bereich seiner Sinne handelt; aber es bleibt unlösbar, sobald der Raum, in dem die Ereignisse sich vollzogen, über die Grenzen der infantilen Auffassung hinaus sich erstreckt. Sully[1]) erzählt von einem kleinen Kinde, wie es beim Anblicke der ebbenden See vergeblich der Frage: »Wohin schwimmt die See?« nachsinnt. »Wenn kein Mensch mehr stürbe«, forschte mit viereinhalb Jahren mein Neffe, »wo würden da die Leute wohnen, wieviele Personen müßten da in einem Zimmer, in einer Wohnung und gar in einem Hause wohnen? Sterben deshalb die Leute, damit die anderen mehr Platz haben?« Und als er mit sechs Jahren die Regulierungsbauten an der Wien sah, tauchte ihm der alte Gedanke wieder auf: »Wenn man alle Flüsse und Meere ableiten könnte, daß sie unter der Erde flössen, dann brauchte niemand mehr sterben, dann wäre Platz für alle Leute«. Abgesehen davon, daß diese Betrachtungen im Grunde Verschiebungsfragen von sexuellem Inhalte sind, bricht in ihnen bald seine starke Anal- und Urethralerotik durch, die ihn alle diesbezüglichen Eventualitäten eingehend erörtern läßt. Aus solchen Motiven heraus heftet sich das kindliche Interesse an das Wasser und das Bewegte überhaupt. Das Fließen des Wassers ist dem Kinde ein ewiges Dunkel; das Woher und Wohin zu ergründen, sei es einer Quelle, die ihm freilich noch kein Ursprung scheint, sei es an einem Brunnenrohr, in das tief hineinzuspähen es sich bemüht, bleibt ihm unendliche Lust. Wenn wir bedenken, daß Sage und Traum die Erde als Mutter bezeichnen, so erkennen wir bald, daß in dem steten Suchen nach dem Ursprung des Wassers der unbewußte Wunsch des Knaben lebt, zu

[1]) Sully, l. c. pag. 70.

sehen, wie das Weib, d. h. die Mutter, des Mädchens, wie der Mann — der Vater — die notwendigen Bedürfnisse verrichtet; daher das Verlangen der Knaben, von der Mutter mit ins Klosett genommen zu werden, und das Horchen vor demselben. Wie das Woher und Wohin des Fließens, so erscheint dem Kinde auch die Menge des Wassers als Rätsel. Dies bedeutet natürlich wieder das Interesse an den Sekreten. Mit fünf Jahren wundert sich der kleine Scupin[1]), wie es denn geschehe, daß, »da er eben ausgespuckt habe, doch gleich wieder so viel Spucke da sei«, ein Spiel, das nie seinen Reiz für Kinder verliert. Viel und weit zu spucken, »wie ein Mann«, ist der Ehrgeiz aller Buben und ist natürlich als unbewußte Verschiebung einer sexuellen Leistung anzusehen.

In der frühzeitig auftretenden Freude des Kindes an bewegten Dingen liegt allerdings auch ein Stück Muskelerotik wie Sadismus. Jene äußert sich in der unbewußten Nachahmung der Bewegung, dieser in der absichtlichen Hinderung derselben. Von daher stammt auch die scheinbare infantile Grausamkeit gegen Fliegen am Fenster, Käfer, Schmetterlinge usw. Die allgemeine Vorliebe der Kinder für den Mond rührt zum großen Teil von der lustbetonten Wahrnehmung seiner relativ raschen Bewegung her.

Die Tiefe des Raumes, zumal des abgeschlossenen, zu ergründen, die Wißbegierde, »Wie sieht das Ding innen aus?«, die gerade bei intelligenten Kindern zur Zerstörungswut wird, knüpft vielleicht an Erinnerungsspuren an den intrauterinen Zustand an. Die verschiedenen Sexualtheorien, mit Hilfe derer das Kind das Rätsel des Werdens sich lösen will, tragen dazu bei, dem Innenraum als solchem eine besondere Bedeutung beizulegen. Regelt dann noch ein verborgener Mechanismus die Bewegungen eines Spielzeugs — den Gang der Maschine, das Öffnen und Schließen der Puppenaugen, das Schreien und Sprechen der Puppe, so ist dies Bewegung und Leben weckende Element ein neues Analogon zum Werden des Menschen im Mutterleibe. Mag man auch sagen, die kindliche Wißbegierde, das Innere der Dinge zu erforschen, habe nichts Sexuelles an sich, denn sie sei auf ganz harmlose

[1]) Scupin, l. c. II. pag. 206.

Objekte gerichtet, so erläutern gelegentlich Bemerkungen des Kindes selbst am klarsten den wahren intellektuellen Vorgang. Ein fünfjähriges Mädchen, das über die Entwicklung des Menschen- und Tierjungen im Mutterleibe belehrt worden, hält sein Püppchen ans Ohr, um zu hören, ob ein Kindchen im Bauche sei, und mein Neffe wollte sich mit vier Jahren bei einem Spielzeug-Dackel durchaus überzeugen, ob nicht vielleicht doch zwei junge Dackel eingenäht wären. Und ein anderer vierjähriger Knabe, der zwar weiß, daß das Muttertier seine Jungen austrägt, dem aber die analogen Vorgänge beim Menschen ängstlich verheimlicht werden, steckt in eine große Lokomotive eine kleine mit den Worten: »So, die alte Lokomotive wird ein Kind bekommen, da darf sie nicht schnell fahren.« So wird der Begriff der Räumlichkeit, sobald von dem Kinde gewisse Wahrnehmungen an Mensch und Tier apperzipiert werden, zu einem wichtigsten Faktor in seinen Spekulationen. Aber noch von einer anderen Quelle erhält er Verstärkung; dem Verdauungsvorgang bleibt, weil er sich der direkten Beobachtung des Kindes entzieht, ein stetes Interesse erhalten, dessen Stärke durch Kinderworte gut illustriert wird: »Mama, kann man denn nie sehen, wie im Bauch das Essen und das Wasser rollt?« Und ein fünfjähriger Knabe, dessen Onkel sich einer Blinddarmoperation unterzogen hatte, fragt diesen nach der Genesung: »Onkel, hast du da das Bäbä (= Exkremente) in deinem Bauch gesehen?«

Vom Begriffe des Raumes schreitet die kindliche Auffassungskraft über die Brücke der Zahl langsam vor zu dem der Zeit. Lange bleibt sie dem infantilen Geist etwas Unklares, in dem er sich schwer zurechtfindet. Scupins Söhnchen[1]) gebraucht zu Beginn des dritten Jahres »heute« für »sofort, gleich«, am Ende desselben »gestern« für »vorhin«; erst im fünften Lebensjahre[2]) »unterscheidet er Morgen, Mittag und Abend mit ziemlicher Sicherheit«. Aber noch tritt die deutliche Abhängigkeit des Zeitbegriffes von konkreten Eindrücken — den Mahlzeiten — hervor. In dem gefühlsbetonten

[1]) Scupin l. c. I. pag. 113, 156.
[2]) Scupin, l, c. II. pag. 107.

Wechsel von Schlaf und Wachen, in der regelmäßigen Wiederkehr der Mahlzeiten haben wir wichtige Faktoren für die Bildung des Zeitbegriffes zu erkennen. Auch beim kleinen Scupin findet sich die räumliche Vorstellung der Zeit[1]: »Is eine Stunde so lang?« fragt er im sechsten Jahre, indem er die Hände etwa ein halbes Meter auseinanderhält. Die Konkretivierung der Zeit ergibt sich einerseits aus der Beobachtung der Bewegung der Uhrzeiger, andrerseits aus der Tatsache des Wachstums des kindlichen Körpers mit zunehmenden Jahren. Sully führt ein vierjähriges Mädchen an, das fragte: »Wohin ist ‚gestern' gegangen?« und »Woher kommt ‚morgen'?«, einen fünfjährigen Knaben, der wissen wollte, wohin die »alte Zeit« komme und warum immer noch Tage kämen. Mein Neffe glaubte in dem Riesenrad im Prater ein Abbild der Zeit zu sehen. Das kindliche Bestreben, die Zeit zu etwas Räumlichem zu gestalten, führt zu den reizendsten Personifikationen: »Spürt die Uhr, wie die Zeit sie antreibt? Wo sitzt die Zeit in der Uhr?« Der kleine O. forschte mit fünf Jahren unermüdlich: »Wenn die Uhr stehen bleibt, bleibt da die Zeit auch stehen?« [Nein, wenn die Uhr um zwölf Uhr mittags stehen bleibt und wenn niemand sie richtet bis zum Abend, so ist es indessen finster geworden, aber die Zeiger stehen noch immer auf zwölf Uhr.] »Ja, für die anderen Leute; aber für die eine Uhr ist es doch erst zwölf Uhr.« »Warum kann man die Zeit nicht abwägen?« fragte der vierjährige Sohn eines Krämers, und mein Neffe bedauerte vor Weihnachten, daß er »die Zeit nicht essen könne, damit sie schneller weniger werde«. Eine stark naturalistische Auffassung zeigen Äußerungen, wie: »Ist die Sonne die Zeit?« und »Ich hab' die Zeit gesehen, wie ich in die Sonne geblinzelt habe. Die langen Strahlen sind die Zeit.« Das intensive infantile Interesse an Zeit und Uhr mit dem Problem von Leben und Sterben in Beziehung zu bringen, lehrt uns nicht allein die Traumsymbolik, sondern auch die Poesie; so führt W. Stekel[2])

[1]) Scupin, l. c. II. pag. 157.

[2]) Stekel, Die Uhr als Symbol des Lebens, Zentralblatt f. Psychoanalyse II/5.

eine launige Stelle aus L. Finkhs autobiographischem Werke »Rapunzel« an, in der die Uhr Symbol des Lebens ist. Besondere Schwierigkeit verursacht die Auffassung größerer Zeiträume. Die kindliche Erklärung, »ein Tag ist, wenn der Papa abends nachhause kommt und mit mir herumhetzt«, birgt als Einteilungsgrund die Sehnsucht nach dem tagsüber abwesenden Vater und entspringt ebenso dem Liebesbedürfnis des Kindes wie die, »ein Jahr ist, wenn das Christkind wieder kommt«, oder die Gepflogenheit, die Tage vor dem Weihnachtsfeste nach dem so und so oftmaligen Erwachen am Morgen zu zählen. Wir sehen, wie auch hier die emotionelle Seite des kindlichen Lebens dazu beiträgt, Klarheit über die schwierigsten Begriffe zu schaffen. Die große Unsicherheit, größere Zeitabschnitte vorzustellen, zeigt sich besonders in den Ansichten des Kindes über das Alter. Jahre, die über das kindliche Alter hinausgehen, erscheinen ihm ungeheuerlich, aber trotzdem nimmt es keinen Anstand, solche Alterslast relativ jungen Leuten aufzubürden; das tritt häufig dann ein, — und dies ist ein bedeutsamer Punkt — wenn ihm Personen begegnen, die wenig kinderlieb sind. In ähnlichem Sinne ist auch die Beharrlichkeit meines Neffen zu deuten, mit der er Mutter und Tante seit vier Jahren nicht älter werden läßt, obwohl er alljährlich deren Geburtstage mit großer Freude feiert und an seiner eigenen Person die Zunahme des Alters mit Stolz verfolgt. Für die geliebten Personen seiner Umgebung steht die Zeit still; anderseits stellt er mit Vorliebe fest, wie alt diese sein werden (nach dem Status vor vier Jahren), wenn er selbst einmal zwanzig oder dreißig Jahre zählt. In diesem Falle handelt es sich eben um reine Verstandesarbeit, um ein Rechnen ohne Gefühlsbeteiligung. Im anderen hält ihn wahrscheinlich das Unbewußte ab, die Personen, die ihm am nächsten stehen, älter werden zu lassen, da er der Meinung ist, die Menschen stürben genau nach dem Maße ihrer Jahre; wenigstens spricht hiefür folgende Äußerung: »Das ist gut, die Tante H. ist um zwei Jahre jünger als die Mutti; da stirbt sie um zwei Jahre später und da hab' ich sie um zwei Jahre länger.«

Die Zeit erscheint dem Kinde als Allheilmittel von körperlichen Gebresten; diese Auffassung mag in den meisten Fällen eine imitativ erworbene sein. Als mein Neffe im Winter seines vierten Lebensjahres während einer Eisenbahnfahrt einem Herrn mit starker Glatze gegenüber saß, fragte er plötzlich seine Mutter: »Nicht wahr, Mutti, im Sommer wachsen dem Herrn seine Haare wieder?«

Das allmähliche Verständnis für den Verlauf der Zeit wird durch die Erinnerung an gefühlsbetonte Erlebnisse begründet. Und da es dem frohen Kindergemüt mehr entspricht, sich dessen zu entsinnen, was ihm Lust gebracht, so ist es natürlich, daß für das bewußte Leben besonders frohe Ereignisse zu festen Marksteinen in der Zeitrechnung werden, während schmerzliche Eindrücke ihre Spuren meist nur im Unbewußten hinterlassen und die Grundstimmung späterer Jahre schaffen. Man könnte einwenden, daß in früher Kindheit überstandene Krankheiten zum eisernen Bestand des Erinnerungsschatzes gehören, daß die Zeit häufig in die »vor der Krankheit« und »nach derselben« gegliedert wird und diese doch für das Kind kein frohes Erlebnis bedeutete; erwägt man aber, daß gerade dem kranken Kinde die größte Liebe und Fürsorge der Eltern zu teil wird, daß es sich in seinem Leiden so recht als Mittelpunkt der Familie fühlt, so wird man zugeben müssen, daß Krankheit für das Kind viel Wonne birgt, an die es sich zeitlebens erinnert.

Durch die Erinnerung und durch die ins Weite schauende Phantasie entwickeln sich langsam die Begriffe der Vergangenheit und der Zukunft mit ihrem Bindeglied der Gegenwart. Im Leben jedes Kindes erscheint der Augenblick, da seine Seele sich mit dem Problem der Ewigkeit befaßt; ist dies gewöhnlich späteren Kinderjahren vorbehalten, so tauchen doch schon in der Spielzeit solche metaphysische Fragen auf. Als mein Neffe mit fünf Jahren einmal erklärte, ein ihm besonders wertes Spielzeug werde er »ewig« aufheben, knüpfte er spontan die Frage an: »Was heißt eigentlich ewig? Wie lange dauert das?« und unterbricht seine philosophischen Spekulationen mit der Erklärung: »Ja, ja, ich weiß schon,

ewig heißt eigentlich nicht ewig. Wenn die Tante Minna will, daß ich aufhören soll zu hämmern, so sagt sie: ‚Gib einmal Ruh' mit deinem ewigen Klopfen.' Aber wenn mein Papa nie mehr kommt, das ist ewig.« So macht der Verstand des kleinen Jungen eine feine Unterscheidung zwischen dem, was nur zu lange und dem, was dauernd währt. Von einer gleichen Auffassung zeugt die Frage eines sechsjährigen Mädchens, das seine Mutter schelten hört, das Dienstmädchen komme ewig lange nicht vom Einkaufen nach Hause, »Mutter, kommt die Anna nie mehr, oder meinst du's nur im Spaß?« Bei wachsender Intelligenz erwacht dem Kinde ein Verständnis für die Wesenlosigkeit der Zeit, aber es bedarf oft Jahre, bis diese Erkenntnis nicht immer wieder von dem Wunsche, »die Zeit sehen zu wollen«, gestört wird.

In innigem Zusammenhange mit der Entwicklung des Raum- und des Zeitbegriffes steht der des Wachstums, der wieder durch seine Abhängigkeit mit dem Werden und Vergehen überhaupt dem Kinde von größtem Interesse ist. Das Keimen der Pflanzen zu beobachten, ihr Wachsen zu sehen, ist ein sehnlicher Wunsch vieler Kinder und entspringt natürlich dem, den Menschen entstehen und wachsen zu sehen. Die große Vorliebe für jene Pflanzen, die zur Abendzeit ihre Blütenkelche öffnen, ist eine Maskierung der kindlichen Sehnsucht, das Mysterium des Werdens zu belauschen. Ihre Erfüllung jagt dem Kinde Wonneschauer durch den Körper, sein Hin- und Hertrippeln von einem Fuß auf den anderen, die geröteten Wangen, das erregte Flüstern, als könnte ein lautes Wort das schöne Naturspiel unterbrechen, zeigt offenkundig, daß das Kind diesen Vorgang unbewußt ebenso als Symbol einer sexuellen Handlung genießt, wie ihm das geheimnisvolle Leben und Sich-Öffnen einer reifen Schmetterlingspuppe als unverhüllter Gebärakt erscheint, dem sich sein lustvollstes Interesse zuwendet. Das Wunder des Wachstums hört nicht auf, die Kinderseele zu erfüllen, ja die Phantasie läßt es sich vollziehen an leblosen Dingen, sie vergrößert es, wo es eben merklich ist, und die Ungeduld des Kindes wühlt nach Keimen und Blättern, ehe sie aus dem Samen

sich recht entfalten konnten. Diese stark sinnliche Freude am Wachsen der Pflanzen äußert sich in dem Verlangen nach einem eigenen Gärtchen, einem Blumenbeet oder selbst nach einem einzigen Blumentopf, dem das Kind ein Samenkorn anvertrauen kann. Ich erinnere mich aus meiner frühen Kindheit, wie atemraubend mir die Entdeckung war, daß die Sämlinge kleine Erdschollen gelockert, daß sie endlich feine Keime ans Tageslicht streckten, und ich konnte mich bis in die Pubertätszeit nicht frei machen von dem Gedanken, in den Pflanzen menschliche Wesen zu erblicken. Solchen Kindern ist die Auffassung, der Leib des Weibes öffne sich vom Nabel aus allmählich gleich der gelockerten Erdscholle, damit das Kindlein das Licht der Welt erblicke, die plausibelste Erklärung des Geburtsvorganges.

Sowie der Anfang und Ursprung alles Lebens dem Geiste und der Phantasie des Kindes ein unerschöpflicher Born ist, so beschäftigt es sich nicht minder mit des Lebens Ausgang, mit Sterben und Tod. Ja, es überträgt das Sterben, das ihm nichts anderes als einen zeitweiligen Stillstand der Lebensfunktionen, insbesondere der Bewegung bedeutet, auch auf an sich leblose Gegenstände, die in Ruhe zu sehen es nicht gewohnt ist. »Der Bach ist tot«, erklärte mein dreijähriger Neffe, als er zum erstenmal eine Eisdecke auf dem Wasser sah. Diese kindliche Auffassung vom Tode erhält eine mächtige Unterstützung, ja vielleicht die erste Anregung aus den mannigfachen Spielen der Erwachsenen mit dem Kinde, es habe sie »totgeschossen« usw. Hiezu findet sich in Scupins Tagebuch folgende treffliche Schilderung aus E. Wolfgangs 33. Monat[1]): »Die Mutter legte sich mit den Worten: ‚Mama ist tot!‘ auf den Teppich; es belustigte dies den Knaben und er kroch auf der Mutter herum; dann aber wurde ihm ihre Regungslosigkeit ungemütlich, er begann sie zu zupfen und zu bitten: ‚S-teh doch lieber auf, Mama ich wer' dich helfen auf—ßun—s—tehn, ich helf dich, du bist ja nich tot, warum st—

[1]) Scupin l. c. I. pag. 160.

tehste nich immerßu auf?'« Auch mein Neffe, der es vom dritten bis fünften Jahre liebte, Personen seiner Umgebung totzuschießen, ertrug die starre Bewegungslosigkeit nicht lange und begrüßte das leiseste Blinzeln mit dem freudigen Ausruf: »Du bist nicht tot, du hast geblinzelt!« Dieser Ausdruck starker Freude beim Wiedererwachen des »Toten« ist die Kehrseite der Haßregungen, von denen kein Kind frei ist und die geradezu als psychologische Wurzel der infantilen Gedanken über Tod und Sterben zu betrachten sind. All die kleinen Versagungen, die Zurückweisung von Zärtlichkeiten zur Unzeit, die scheinbare oder wirkliche Bevorzugung eines der Geschwister sind hinreichender Anlaß, der Liebe zu den Eltern, Geschwistern und anderen Mitgliedern des Hauses feindliche Gefühle beizumengen, die eine Entfernung des Störenfrieds erwünscht machen. So ergibt sich eine zweite Vorstellung vom Tode: sie entspringt dem Wunsche, eine Person, die dem Kinde Ursache der behinderten eigenen Freiheit zu allerlei verbotenem Treiben zu sein scheint oder durch die es sich in der Zuneigung geliebter Personen beeinträchtigt glaubt, durch ihre Abwesenheit unschädlich zu machen. In einer kleinen Arbeit[1]), in welcher ich das Verhältnis des Kindes zum Tode beleuchtete, habe ich eine Reihe von Erlebnissen aus dem Kinderdasein angeführt, die Freuds Ansicht, dem Kinde bedeute Totsein ein dauerndes Entferntsein, glänzend bestätigen.

In dem infantilen Vorstellungskreise über den Tod finden wir die Keime von Mitleid und Grausamkeit. Vielleicht entspringt letztere zum Teil auch einer starken Muskelerotik, wofür nebst der aktiven Grausamkeit das Verhalten vieler Kinder beim rein passiven Anblicke solcher Szenen spräche; denn es ist wohl kaum bloße Nachahmung, daß das Kind, wenn es den Wurm unter fremdem Fuße sich krümmen sieht, mit der Bitte »Laß mich, laß mich!« selbst wollüstig aufstampft, daß es bei der Rauferei anderer, die die Grenze des Spieles schon überschritten hat, unbewußt

[1]) Hug-Hellmuth, Das Kind und seine Vorstellung vom Tode, Imago I, Heft 3.

die Fäuste ballt und auf den nächstliegenden Gegenstand, ja auf den eigenen Körper zuschlägt, und dies besonders dann tut, wenn ein ihm Mißliebiger in die Schlägerei verwickelt ist. Und was sind die anspornenden Zurufe der am Raufhandel unbeteiligten Knaben anderes als eine Betätigung der Muskelerotik? In dem »bissel Totmachen« des halb zertretenen Mistkäfers seitens des kleinen Scupin [1]) äußert sich deutlich die Mischung von Grausamkeit und Mitleid in der kindlichen Seele; das Kind fühlt sich zugleich als Herr über Leben nnd Tod, in seiner Hand liegt es, dem Zustande der Todesruhe abzuhelfen, das leblose Geschöpf wieder zu erwecken aus seinem Schlafe, und es ist ehrlich betrübt, wenn ihm dies nicht gelingt. Wann dem Kinde das richtige Verständnis für die Tragik des Todes erwacht, ist unserem Urteil schwer zugänglich. Sicher aber hieße es die Beweglichkeit des kindlichcn Geistes unterschätzen, wenn man glaubte, daß die traurige Stimmung, die unheimliche Stille, welche Leichenfeierlichkeiten und Begräbnis in einer Familie hervorrufen, auf das kleine Kind nachhaltig wirken. Eben infolge der leichten Anschmiegsamkeit der jungen Seele wird das Kind momentan der Wirkung des düsteren Zeremoniells unterliegen, aber schon die Tatsache, wie die ungewohnten Erlebnisse sogleich im Spiele Verwertung finden, ist ein Beweis, daß der wahre, tiefe Ernst des Todes dem Kinde noch unverständlich ist. So versiegen auch die Tränen um einen toten Liebling aus der Tierwelt, sobald die Vorbereitungen zum Begräbnis getroffen werden. Zwei Bauernjungen mußte die Mutter schließlich ein totes Eichhörnchen wegnehmen, da sie es während eines Vormittags fünf. mal begraben hatten. Ähnliche Szenen aus dem Kinderleben beschreibt Th. Storm in der Novelle »Von Kindern und Katzen, und wie sie den Nine begruben« und Otto Ernst in seinen humorvollen, feinsinnigen Aufzeichnungen aus Appelschnuts Leben. Der natürliche Frohsinn des Kindes läßt sich wohl durch einen unerwarteten traurigen Eindruck dämpfen, aber unversiegbar brechen bald wieder seine Strahlen aus den

[1]) Scupin. l. c. II. pag. 178.

Kinderaugen, bereit, auch das Düstere, Schreckliche mit seinem Leuchten zu verklären. Der Tod ist dem Kinde wohl ein Rätsel, aber sein Unbewußtes weiß sich die traurige wahre Lösung fernzuhalten. Zehnmal am Tage fragt das kleine Kind, dem die Mutter gestorben, nach ihr, will seine Anliegen zu ihr tragen wie sonst, enttäuscht kehrt es zu seinem Spiele zurück, um im nächsten Augenblicke schon zu vergessen, wie verlassen es ist.

Von den Gedanken über den Tod ist dem kleinen Philosophen nur ein Schritt zu den methaphysischen Fragen: »Was geschieht nach dem Tode? Wohin kommen die Menschen? Gibt es einen Tierhimmel? Werden aus den Menschen Engel und kommen diese als kleine Kindchen wieder auf die Erde?« »Denn«, meinte ein vierjähriges Mädchen, »so viele Engel haben doch gar nicht Platz im Himmel.« Also wird das Problem des Raumes dem kindlichen Geiste zum Stein des Anstoßes für die Glaubwürdigkeit der religiösen Mitteilungen der Erwachsenen. Der uralte banale Witz, wie die gefallenen Krieger bei der einstigen Auferstehung ihre abgeschossenen Glieder erkennen, beschäftigt den kindlichen Geist allen Ernstes, und die ersten Zweifel an den Worten der heiligen Schrift nehmen nicht selten von diesem Dilemma ihren Ursprung. Dazu kommt noch die allmähliche Erkenntnis des Unwahren, das in so vielen ausweichenden Belehrungen und Berichten der Großen liegt. Der Ausspruch eines Bübchens[1]), das von der Mutter zum Abendgebet aufgefordert wird: »Ach, Mama, die Geschichte vom Storch ist nicht wahr, die vom Christkindle auch nicht, da wird es mit dem lieben Gott auch nichts sein«, ist ein schöner Beleg dafür, wie der Kinderglauben ins Wanken gerät, wenn einer seiner Pfeiler zusammenbricht. Das Nachsinnen über den absoluten Anfang aller Dinge gipfelt in der Frage: »Wer hat den lieben Gott gemacht?« »Dem metaphysischen Impuls des Kindes«, schreibt Sully[2]), »die Kette der Ereignisse ins Unendliche zurück zu

[1]) »Was Kinder sagen und fragen«, von einer Großmama gesammelt Verlag Piper. München.

[2]) Sully, l. c. pag. 110.

verfolgen, steht der immer vorhandene Gott gar sehr im Wege. Es will hinter dieses ‚war immer' der Existenz Gottes kommen, gerade wie es auf einer früheren Stufe seiner Entwicklung hinter die Grenzen der blauen Berge kommen wollte. Dies wird durch die Schlußfolgerung eines von Egger beobachteten Kindes erläutert. Nachdem es von seiner Mutter gehört, daß vor der Welt nur Gott, der Schöpfer, da war, fragte es: ‚Und vor Gott?' ; die Antwort ‚Nichts' deutete es sogleich, indem es sagte: ‚Nein, es muß der Platz (d. h. der leere Raum) dagewesen sein, wo Gott ist.'« Aus dem natürlichen Entwicklungsgang des kindlichen Verstandes resultiert das Verlangen, abstrakte Begriffe zu konkretivieren; daher wiederholt sich aller Orten und Zeiten die Frage des kleinen Realisten: »Warum kann man den lieben Gott nicht sehen?«, die stete Sehnsucht der idealistisch veranlagten Kinderseele, ihn einmal zu schauen in seiner Herrlichkeit. Aus solch schauerndem Begehren der eigenen Kindheit schöpfend, schuf Hebbels Genius das Gedicht »Bubensonntag«.[1])

Die Mythen der Völker zeigen, daß die Gottesanbetung im Grunde die Anerkennung der väterlichen Autorität bedeutet, und die Phantasie der Kinder verleiht in der Tat dem Bilde Gottes mit Vorliebe die Züge des eigenen Vaters.[2]) Es liegt wohl mehr als eine »unbegreifliche Eigenheit« in dem Gebaren eines äußerst aufgeweckten fünfjährigen Knaben, der mit drei Jahren seinen Vater verloren hatte: nach den wildesten Tagesspielen kann er des Abends kein Ende finden in der Verrichtung seiner Gebete zu Gott, »bei dem sein lieber Papa wohnt und der alles weiß«. Hier nimmt der leibliche Vater die nächste Stelle neben dem himmlischen ein und es ist nicht zu verwundern, daß dieser Knabe als Offizierssohn Gott die höchsten militärischen Ehren andichtet. Die

[1]) Hebbel, Sämtliche Werke, Bd. 5.

[2]) Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland, I. Kap.: ». . . . Denn sein Vater war doch genau wie der liebe Gott, den er auf einem Bilde gesehen hatte. Dieselbe breite Stirn mit einem herrlich vollen Kranz von grauen Haaren, dieselbe kräftige Nase, derselbe große Bart, der den ganzen Mund sehen ließ, diesen Mund, von dem fast alles Gute und Schöne gekommen war, was Asmus bis jetzt erlebt hatte.«

religiösen Zweifel erfahren eine starke Vertiefung, wenn das Kind im Elternhause zwiespältige Ansichten vernimmt, ja es ahnt dieselben, wo sie bestehen, auch ohne ausdrückliche Worte. Die Entscheidung in diesem seelischen Konflikt fällt natürlich zu Gunsten des stärker geliebten Elternteils aus und, weil in der Regel der Knabe mehr an der Mutter, das Mädchen am Vater hängt, jene aber häufig inniger den kirchlichen Dogmen und Gebräuchen zuneigt, so findet man nicht selten, daß gerade Knaben im frühjugendlichen Alter eine religiöse Richtung einschlagen, die zu ihrem ungebärdigen Wesen in offenem Widerspruch steht; sie verleiht dann auch dem Spiele ein besonderes Gepräge. »Kirche«-Spielen und »Messelesen« wird in dieser Periode gern von Knaben inszeniert, wobei sie, dem Drange des Mannes, das Weib zu regieren, folgend, von den »gläubigen Kirchenbesucherinnen« tiefe Devotion verlangen. Das Spiel der Mädchen bewegt sich mit Vorliebe in feierlichen Prozessionen mit bunten wallenden Gewändern und Blumenkränzen und in Leichenfeiern.

Wie die Person Gottes, so sind seine Eigenschaften dem intelligenten Kinde ein Gegenstand der Spekulation und bald des Zweifels. In der Übertragung vom Vater, der alles weiß und alles kann, scheint es dem Kinde im allgemeinen natürlich, bei Gott die gleichen Werte anzunehmen. Es deutet auf eine frühe Enttäuschung in den auf den Vater gesetzten Erwartungen, wenn ein kleiner Knabe[1]), »der mit drei oder vierthalb Jahren zur vorläufigen religiösen Raison, d. h. zu einem Gebetchen gebracht werden sollte«, diese Bemühungen abwehrt mit der unumwundenen Erklärung: »Ich will aber nicht weißen von dem lieben Gott.« Ich glaube nicht, daß die Ansicht Goltz' eine ausreichende Motivierung gibt: »dem armen Teufel Discipulus mochte von der dialektischen Konfusion nicht besser geworden sein, und da er eben Instinkt genug hatte, den unersprießlichen Turmbau schon aus dem Fundament zu ersehen«, hätte er sich der unerwünschten religiösen Zumutung in echt kindlicher Weise erwehrt; dem Kinde ist ein so tiefer Sinn für das Wunderbare eigen, daß nur starke

[1]) Goltz, l. c. pag. 266.

persönliche Eindrücke im stande sind, eine so heftige Ablehnung hervorzurufen. Der Mensch glaubt, in der Kindheit so gut wie in der Reife, so lange an das Wunderbare, als er glauben will. Auf weit größeren Widerstand als der Glaube an das Dasein Gottes stößt der an seine Allgegenwart. Sie ist jene Eigenschaft, die der kindlichen Seele das Störendste am Gottesbegriff ist. Die Frage eines sechsjährigen Mädchens: »Wann stirbt der liebe Gott?« enthält vielleicht in nuce den Wunsch, seinem allgegenwärtigen Auge zu entrinnen. Dieser Gedanke, dem die Kleine fast grüblerisch nachhing, reifte in ihr den Glauben, dieses Ereignis habe sich vollzogen, wenn lautlose Stille in der Natur, zumal drückende Ruhe vor einem Gewitter herrschte. Diese Ideenverknüpfung ist wahrscheinlich die Quelle der übergroßen Angst, die jenes Kind in späteren Jahren während starker Gewitter zeigte. Bezeichnenderweise stellte sich dieselbe am heftigsten bei Abwesenheit des Vaters ein, durch die Vorstellung genährt, er würde vom Blitze erschlagen. Der erste große Angstanfall fand zu Beginn des siebenten Lebensjahres des Kindes statt, an einem Tage, da es Strafe fürchtete und der Vater ein zu Besuch weilendes Kind während eines heftigen Gewitters im Wagen nach Hause brachte. Wir wissen aus der psychoanalytischen Forschung, daß übergroße Furcht aus der Verdrängung eines verbotenen Wunsches entspringt, d. h. in diesem Falle, dem Vater möge ein Unfall zustoßen, damit das Kind straflos bliebe. Füge ich noch hinzu, daß die stete Beaufsichtigung der Kinder in dieser Familie von ihnen aufs drückendste empfunden wurde, ja, daß das Mädchen sich derselben durch den Aufenthalt in möglichst entlegenen Winkeln des Hauses und des Gartens zu entziehen suchte, so erscheint seine Auflehnung gegen die göttliche Allgegenwart ganz natürlich. Bleibt auch der Zweifel an Gottes Güte und Gerechtigkeit in der Regel dem Verstande des größeren Kindes vorbehalten, so fehlt doch auch dem kleinen kraft seines gesunden Egoismus nicht die Erkenntnis, wie oft die Moral der Vergeltung, die ihm die allein richtige scheint, den göttlichen Maßnahmen mangelt. Es erscheint gerade dem

frommen Kinde unbegreiflich, wie Gottes Gerechtigkeit so viel Schuld auf Erden ungestraft geschehen lasse. »Warum hat der liebe Gott den armen Leuten ihre Häuser verbrennen lassen?« fragt ein fünfjähriges Mädchen, als es vom Vater auf die Brandstätte eines eingeäscherten Dorfes mitgenommen wird, angesichts der vielen bekümmerten Gestalten. »Schickt er ihnen wenigstens etwas zu essen und zum Anziehen?« Und die Antwort eines alten Bauers: »Mei' lieb's Kind, der liebe Gott is sell für die Reichen da, um uns kümmert er si net«, nimmt der Kleinen ein Stück vom seligen Kinderglauben.

Früher noch, als das Kind an dem Wesen Gottes zweifelt, kommt sein Glaube an die Engel und ihre treue Hüterrolle ins Wanken. »Wo war denn mein Schutzengerl, wie ich mir den Fuß gebrochen habe?« stammelte ein sechsjähriger Bube, da er mit gebrochenem Beine vom Eislaufplatz heimgetragen wurde. Und die echt kindliche Auffassung vom Haus- und Familienrecht des lieben Herrgotts im Himmel, die sich in der Frage bekundet: »Wird der liebe Gott dem Schutzengerl eine Strafe geben, weil's nicht besser aufgepaßt hat?« erfährt während des wochenlangen Stilliegens bald einen Wandel. Eines Abends erklärt der Knabe: »Mama, ich werd' jetzt gar nicht mehr beten; ich glaub', daß es gar keine Schutzengel gibt!« und fügt sogleich zweifelnd hinzu: »Oder ist es doch wahr?« Das Kind will die schönen Phantasien nicht aufgeben, es verzichtet nur ungern auf den beruhigenden Gedanken, sein Leben sei beschützt und bewacht von einem Boten des Himmels; denn es verzichtet damit auf die Fürsorge, in der es sich geborgen fühlt, und Fürsorge bedeutet dem Kindergemüt Liebe. Es liegt also dem Aufgeben des Glaubens an die Existenz der Engel oder Gottes eine tiefe Enttäuschung, ja vielleicht die erste im Kinderdasein zu Grunde. In ihr häufen sich zugleich all die kleinen Bitternisse, die Erziehung und Sitte keinem Kinde ersparen, und in Unmut wendet sich seine Seele von dem unsichtbaren Wesen, dessen es in den frühen Kindertagen leichter entbehrt als seiner irdischen Umgebung.

VI. Die Sprache.

Es ist keine Übertreibung, zu sagen, das Leben des Kindes ist Liebe und Spiel. Ihm hat nur Bedeutung und Wert, was ihm Liebe bringt, was zum Spiele taugt. Aus diesem doppelten Bedürfnisse heraus entwickelt sich auch seine Sprache. Schon die ersten stammelnden Laute sind, wie wir gesehen, der Ausdruck des Autoerotismus in seinen unzähligen Variationen und die sinnvollen Worte des heranwachsenden Kindes entbehren ebensowenig dieser Komponente. Im zornmütigen Schreien von Schimpfworten bäumt sich die verletzte Eigenliebe, im schmeichelnden Kosen wirbt die Kindesseele um Zärtlichkeit. Das stete Fragen des Kindes bezweckt nebst intellektuellem Gewinn, daß die Umgebung ihre ungeteilte Aufmerksamkeit ihm zuwende; nicht Grübelsucht[1]) allein — wie Sully meint — läßt das Kind endlos fragen, sondern weit öfters das Verlangen, eine geliebte Person möge sich ausschließlich mit ihm beschäftigen. Und ist das kleine Menschenkind sich selbst überlassen, dann stehen seine Monologe unter dem Zepter der Liebe und ihres psychologischen Widerspiels, des Hasses, man könnte sagen, der positiven und negativen Seite der Triebfeder alles menschlichen Tuns. Solchen Selbstgesprächen der Kinder zu lauschen, bedeutet einen tiefen Einblick in das Werden der infantilen Seele erlangen. In ihnen spiegelt sich das Empfinden des Kindes naturwahr, weil es sich in die Worte kleidet, welche dem kindlichen Geiste ohne Rücksicht auf die Zensur der Erwachsenen die geeignetsten erscheinen. Naturell und Geschlecht verleihen der infantilen Sprache ihr eigenartiges Gepräge, das natürlich wenigstens zum Teil vom Milieu, in dem das Kind aufwächst, gefärbt wird. Allerdings ist dieser Einfluß ein geringerer, als man allgemein annimmt. Es bliebe sonst unerklärlich, wie sich in den Wortschatz bestbehüteter Kinder gemeine Ausdrücke einnisten können. Gerade sie hüten jedes obszöne Wort als kostbare Errungenschaft, stets bereit, dasselbe oft nur mit halbem Verständnis in der Rede zu

[1]) Als die Ursache derselben hat die Psychoanalyse die Sphinxfrage aufgedeckt: Woher kommen die kleinen Kinder?

verwerten. Natürlich sind es vor allem die obszönen Bezeichnungen für körperliche Bedürfnisse und Körperteile, die zu gebrauchen dem kleinen Kinde die größte Lust bereiten. Anläßlich der Analyse[1]) eines Traumes meines damals fünfeinhalbjährigen Neffen berichtete ich, wie er am Vortage des Traumes wie besessen im Zimmer umherrannte und rief: »Tante H., ich setz' mich her und mach' dir einen Patzen!«, gerade den Ausdruck wählend, der ihm wiederholt von seiner Mutter verboten worden war. Und kurz nachher, als er sich durch Erbrechen von heftigem Magenschmerz befreit fühlte, konnte er nicht oft genug unter spitzbübischem Gelächter erzählen: »Du, ich hab' g'spieb'n (= erbrochen), mußt du auch manchmal speib'n?« Und als ich endlich ärgerlich antwortete: »Ja, wenn du so ordinär bist«, verkündete er nachmittags laut in der Elektrischen Bahn: »Die Tante H. muß speib'n, wenn ich ordinär bin.« Ich erinnere mich aus meiner eigenen Kindheit, daß ich gern vulgäre Ausdrücke besonders meiner Mutter zu Gehör redete. Diese bei Kindern häufig auftretende Gepflogenheit ist in der Regel als Ausfluß eines Mutwillens anzusehen, dem freilich nicht eine gehässige Beimischung fehlt, also vielleicht als Vorstufe des Wortsadismus. Die Sucht, obszöne Worte zu gebrauchen, führt oft zum Aneinanderreihen sinnloser Silben, die sich schließlich zu dem gewünschten Ausdruck formen. »Lololo-polo-popo» hörte ich erst vor kurzem ein etwa dreijähriges Mädchen wohl zwanzigmal singen und »wissi-wissi-wisschi-wi« entbehrte für einen vierjährigen Knaben wohl nicht derselben Tendenz.

Sicher spielt bei dem unermüdlichen Wiederholen eines Wortes eine starke Erotik der Gaumen- und Lippenzone mit. Mein Neffe sprach eine Zeitlang in seinem sechsten Lebensjahre unzähligemal das selbsterfundene Wort »Buurl-bbauer«, bis er unter Schütteln des ganzen Körpers aufsprang, die Lippen rieb und rief: »Ah, ich kann's nicht aushalten; das kitzelt so!« Ähnliche Beobachtungen bezüglich der Labial- und Gutturallaute lassen sich ganz allgemein bei Kin-

---

[1]) Hellmuth, Traum eines fünfeinhalbjährigen Knaben, Zentralbl. für Psychoanalyse III/3.

dern machen; b-b-b . . . bis zu physischer Erschöpfung zu produzieren, ist nicht nur Spiel der Kleinsten, noch Mittelschüler und Backfische können sich totlachen, wenn sie durch Fingerspiel an den Lippen den gleichen Laut hervorbringen. Auch aus diesen Beobachtungen ergeben sich Beziehungen zum Wort- wie zum Autosadismus. Der in so vielen Liedern wiederkehrende Refrain »la la la. . .« ja vielleicht das Jodeln mit seinem stereotypen »Duliö Duliö. . . « mag hervorgegangen sein aus der Empfindung der lustvollen Reizung gewisser Partien des Mundes und des Kehlkopfes, der sich noch das Wohlgefallen am Rhythmus verstärkend gesellt.[1]) Darauf weist die bekannte Erscheinung hin, daß Kinder häufig angeben, beim Singen die angenehmsten Gefühle im Hals und Mund zu verspüren. Ein neunjähriger Knabe schilderte mir als elfjährigem Mädchen diesen Reiz, indem er ihn direkt mit den Lustgefühlen »beim Spielen da unten« verglich. Solche unentstellte Äußerungen der Kinder sind ein unwiderlegbarer Beweis für die Richtigkeit der psychoanalytischen Lehren, die, wenngleich aus den Krankengeschichten Neurotischer gewonnen, die wertvollsten Erkenntnisse für den Aufbau und Ablauf des Seelenlebens Gesunder liefern.

Neben den autoerotischen Beweggründen bei Ausübung der Echolalie müssen wir auch solche, die sich — allerdings in keineswegs freundlicher Gesinnung — auf die Umgebung beziehen, gelten lassen. In der unermüdlich geübten Echolalie bietet sich dem Kinde ein bequemes Mittel, seine Umgebung zu stören und zu ärgern; es benützt sie ebenso zum Ausdrucke störrischen Eigensinns wie jede andere Trotzhandlung. Überhaupt eignet sich das Spielen mit der Sprache ausgezeichnet zu mancherlei Überschreitung der Sitte. Das »wohlerzogene« Kind weiß recht gut, daß auf Schimpfworte gegen die Eltern und die übrigen Mitglieder der Familie mehr oder minder strenge Strafe gesetzt ist. Wie soll es sich aber seines Grolls entledigen, der sich auch gegen die geliebtesten Personen in Menge aufgespeichert hat?

[1]) Daß diesem eine sexuelle Note anhaftet, geht aus der Tatsache hervor, daß gewisse rhythmische Bewegungen zum Orgasmus führen.

Der Mutterwitz des Kindes weiß einen Ausweg zu finden: Es legt der im Augenblicke mißliebigen Person alle möglichen harmlosen Namen von Hausgeräten, Tieren usw. bei, um schließlich bei einem noch immer gestatteten, dem Wissenden aber schon unzweideutigen Ausdruck zu landen. Es ist nicht »Unsinn«, und nicht allein »Schelmerei«, wenn der kleine Scupin im dritten Jahre[1]) seine Umgebung mit den »sonderbarsten« Prädikaten belegt, wie: »Mama is Gift« (das Wort kennt er von Vaters Cyankali-Tötungsglase her); »Großmama is dumm! Mama is ein Hullegänßen! Papa is ein Ofen!« Bezeichnenderweise wählt er für seine Mutter einmal die Bezeichnung »Gift«, das ihm gewiß als etwas Gefährliches, Abscheuliches, das man nicht anrühren dürfe, erklärt wurde, ein andermal »Hullegänßen«, der Großmama legt er auch kein Schmeichelwort bei und nur für die Respektsperson des Vaters läßt er es beim »Ofen« bewenden. Zu Ende des dritten Jahres nennt er seine Umgebung »Hallunken« und »vor Wonne kreischend, rennt der kleine Kerl von einem zum anderen und beehrt ihn mit dieser Anrede.«[2]) Auch Groos[3]) berichtet, daß die kleine Marie G. im dritten Lebensjahre ihrem Vater zurief: »Papa, du bist ein — Ofen, du bist ein Teller!« und fügt hinzu: »Ihr Gesichtsausdruck verriet nur zu deutlich, daß sie im Innersten an viel weniger harmlose Bezeichnungen dachte.« Mein Neffe, der während seines vierten Lebensjahres in meinem Hause lebte, wurde dazu angehalten, meine Ruhepause nach Tisch nicht zu stören. Scheinbar willig fügt er sich; aber eines Mittags beginnt er: »Tante H., du bist eine Lampe, ein Tisch, eine Kredenz, ein Blumenstock. . . eine Chaise longue.« Ein anderer fünfjähriger Knabe belegt seinen Vater mit ähnlichen Prädikaten, zum Schluß kommt: »Du bist ein zerbrochener Teppichklopfer« (mit einem solchen hatte der Kleine wenige Tage zuvor ein paar Klapse vom Vater bekommen). Natürlich verabsäumen die kleinen Schelme nicht, die liebevollsten Vergleiche zu ersinnen, wenn es

[1], [2]) Scupin, l. c. l. pag. 125, 195.

[3]) K. Groos, Die Spiele der Menschen, pag. 289.

sich um Erfüllung einer Bitte handelt. »Tante H., du bist ein neuer Federnhut, eine Parfümflasche, . . . ein Spaziergänger; du bist auch eine Schokoladentorte, . . . ein Automat« (mit Beziehung auf die Schokoladenautomaten, aus denen er sich gelegentlich eine Näscherei ziehen durfte); alle diese Bezeichnungen waren Umschreibungen seines Wunsches, mit mir spazieren zu gehen und in eine Konditorei geführt zu werden. So versteht der kindliche Geist, durch die Blume auszudrücken, was ihm in direkten Worten verwehrt ist, oder, worin zurückgewiesen zu werden, sein erwachender Stolz befürchtet.

Die Wortentstellung, eine der Kindersprache inhärierende Erscheinung, hat neben den physischen Fehlerquellen für eine große Reihe von Ausdrücken ihre auslösenden Ursachen im Psychischen. Die Forscher auf pädologischem Gebiete lassen eine reproduktive und eine apperzeptive Entstellung gelten; aber sie übersehen diejenige, welche vielleicht den größten Beitrag zu den Wortverstümmelungen liefert, die Arbeit des Unbewußten, das absichtlich die aus der entspringend, geistigen Kräfte einen falschen Weg gehen läßt, um den gewaltsam unterdrückten und verdrängten Wünschen und Gedanken einen Ausdruck zu gewähren. Nicht anders als der Erwachsene die Äußerungen seines Unbewußten mit der Entschuldigung des Versprechens, Verschreibens usw. zu maskieren sucht, weiß die kindliche Seele schon auf der ersten Stufe der Sprachentwicklung, verbotene Gelüste unter dem Deckmantel einer mangelhaften Sprechfähigkeit auszudrücken, oder in einem späteren Stadium durch einen Rückfall in das frühkindliche Lallen sich zurückzuversetzen in ein Alter, in dem vieles noch gestattet war, was dem größeren Kinde untersagt ist. In der absichtlichen Entstellung der Wörter in Rückerinnerung an die Zeit des Sprechenlernens drückt sich aber auch ein gesteigertes Zärtlichkeitsbedürfnis aus, wie wir dies aus den Schmeichelworten, die Mutter und Kind in einer nur ihnen verständlichen Sprache tauschen, kennen. Kein Lexikon vermag all die Kosenamen aufzunehmen, die aus dem kindlichen Gemüte stammen. Aus »Bube, Bubi« formt ein vierjähriger Knabe das Kosewort

»Pupiluh« für seinen Vater, ein anderer, der seiner Mutter »Molligkeit« vom Vater scherzend rühmen hört, legt ihr den Namen »Mohli« bei. Für unzählige von Zärtlichkeitsworten der Kinder fehlt uns die Kenntnis der geheimen Fäden, durch die die kindliche Seele ihr tiefstes Innenleben mit der Außenwelt verknüpft. Nur manchmal blitzt uns ein Verständnis für den Zusammenhang auf. Mein sechsjähriger Neffe, der mir sehr zugetan ist, läßt seit einiger Zeit im Gespräche mit mir die Anrede »Tante« weg, formt den Namen Hermine erst in »Hermun«, dann in »Herman« um; darüber belehrt, daß dies ein Knabenname sei, erwiderte er: »das macht nichts, du bist halt ein Mann.« [Aber das geht nicht, ich bin ja eine Frau.] »Ja, aber für mich bist du halt ein Mann; ein Herr-Mann, da bist du zweimal ein Mann.« Hier spricht das Unbewußte den Wunsch des vaterlosen Kindes aus; die Tante, bei der er sich Rat erholt in allen Fragen seiner Baukunst, bei der Anlage von Mühlen und »elektr. Betrieben« — »das kann die Mutti nicht« — soll ihm den abwesenden Vater ersetzen. Ähnlich verhielt sich ein kleines Mädchen von etwa sechs Jahren, dessen Eltern auch voneinander getrennt lebten, indem es das Kinderfräulein Frieda gern »Fritz« nannte. Natürlich kommt in solchem willkürlichen Wechsel der Geschlechter stets auch die angeborene Bisexualität des Kindes zum Ausdruck. Erweckt wohl das fremde Geschlecht in erster Linie Zuneigung, so fehlt es doch in keines Menschen Leben vom frühesten Empfinden an Sympathie zu Geschlechtsgenossen. Da bei Knaben die Belehnung weiblicher Personen mit Männernamen im allgemeinen weit häufiger vorkommt als bei Mädchen, da mir ferner kein Fall bekannt ist, in dem ein Kind einem Manne oder Knaben einen weiblichen Vornamen gegeben hätte, so glaube ich in der Annahme nicht zu irren, in diesem Namens- und Geschlechtswechsel seitens der Knaben für geliebte weibliche Personen liege der unbewußte Wunsch, diese durch Einreihung in das bevorzugte eigene Geschlecht auszuzeichnen. Diese Meinung fände auch in der verschiedenen Haltung eines *einzelnen* Knaben oder Mädchens beim Spiele mit mehreren Gefährten

des fremden Geschlechts eine Unterstützung. Dieses fühlt sich geehrt und geschmeichelt, in die Reihen der Knaben aufgenommen zu werden, jener läuft vom schönsten Spiele mit dem Mädchen beschämt weg, sobald er sich von Erwachsenen oder gar von anderen Buben bemerkt sieht.

Ist das Sprachvermögen bereits so weit entwickelt, daß das Kind mit geringerer Mühe die Worte auffaßt und behält, so zeigt sich häufig eine neckische Verachtung der eigenen ersten Sprachversuche, sowie die Ablehnung gewisser die Kindersprache imitierenden Liedchen. Preyers Söhnchen[1]) »erinnerte sich mit noch nicht drei Jahren, über sich selbst sich fast lustig machend, sehr wohl der Zeit, da es noch nicht sprechen konnte, noch ungenau artikulierte.« Mein Neffe, dem in seinem vierten Lebensjahre die im Kinderjargon verfaßten Reime von R. u. M. Dehmel viel Spaß machten, wollte in seinem sechsten von dem »dummen Zeug« nichts wissen, »in dem die Kinder nicht einmal ordentlich sprechen können«. Anderseits bereitet es dem Kinde gerade auf dieser Stufe viel Vergnügen, selbständig Wortverstümmelungen vorzunehmen. Ich rechne hieher nebst der scheinbar sinnlosen Veränderung der An- und Inlaute die absichtliche Umkehrung der Wörter. Seit Beginn seines sechsten Jahres ist mein Neffe darin ein Meister; Aufschriften und Plakate, jede größere Druckschrift von links nach rechts und umgekehrt zu lesen, bietet ihm eine stete Unterhaltung und sein Entzücken ist besonders groß, wenn er auf Wörter stößt, die in der Umkehrung ein sinnvolles Wort geben oder unverändert bleiben. Einer seiner ersten diesbezüglichen Versuche geht auf das Wort »Popo« zurück, das er für sich zusammensetzte, vom Ende zurücklas und mit hellem Lachen konstatierte: »Wenn ich vom ungekehrten Popo das o wegnehme und zum Schlusse sage, habe ich wieder einen Popo«, wobei er in der Wiederholung der Silbe eine Analogie zur Körperform erblickte. Ergibt sich beim Rückwärtslesen ein anderer sinnvoller, ihm bekannter Ausdruck, dann scheint seine Absicht erfüllt zu sein. Der psycho-

---

[1]) Preyer, l. c. pag. 233.

analytischen Forschung ist es gelungen, in verschiedenen Fällen den Nachweis zu erbringen, daß das sog. Verlesen und Verschreiben stets auf unterdrückte Motive zurückzuführen ist, die häufig sexuellen Charakter tragen, und es drängt sich nun die Vermutung auf, daß es sich auch bei der Wortentstellung des vorschulpflichtigen Kindes um solche handelt. Ein fünfjähriges Mädchen, das von seiner Mutter in die Lesekunst eingeführt worden, und mühsam das Wort »schießen« buchstabiert, bricht zum Erstaunen seiner Mutter plötzlich ein lautes Lachen aus; Lern- und Sexualinteresse trafen sich auf halbem Wege und durch die Umstellung der Selbstlaute hatte das Mädchen den Vulgärausdruck im Buche gefunden, den es nicht im Munde führen durfte. »In dem Wortspiel der Kinder, wie wir es nennen, nämlich in ihrer Entdeckung seltsamer Ähnlichkeiten an den Wortlauten und in ihrer Witzelei«, sagt Sully[1]), »steckt der Wunsch, hinter den Sinn der Wörter zu kommen. Obgleich dasselbe zweifellos ein unverfälschtes Element kindlichen Scherzes enthält, so deutet es doch auch einen ernsteren Zug, ein Interesse an den Wortlauten . . . . an.« »Ein Kind mag wissen, daß es in solchen Fällen Unsinn treibt; doch bringt das Wortspiel eine gewisse Befriedigung, die mit dem Vergnügen des älteren Sprachkenners etwas verwandt ist.« Nach meiner Meinung haben die Wortspiele eines dreieinhalbjährigen Mädchens, welche Sully angibt, einen tieferen Sinn, als den, welchen der Autor ihnen beimißt: Zuckerrosin für Superoxyd, Automate für Tomate, Grobiate für Krawatte und verbrecherischer Kopf statt zerbrechlicher Kopf (der Puppe) lassen auf ganz besondere Gedankenverbindungen schließen. Dieses Spielen mit den Wörtern tritt gerade bei jenen intelligenten Kindern zu Tage, denen die Erziehung frühzeitig einen Zwang auferlegt, für den ihnen das Verständnis fehlt. Es wiederholt sich dann in der Schule und findet ergiebigen Boden bei der Erlernung fremder Sprachen, in denen es nicht an Wörtern mangelt, die in deutscher Aussprache verbotene Ausdrücke nennen.

---

[1]) Sully, l. c. pag. 159.

Endlich möchte ich der entzückenden Wortbildungen und Zusammensetzungen erwähnen, auf denen der Hauch der Poesie und der Genialität der Kindheit liegt. Daß sie in der Regel dort gebildet werden, wo das Kind mit seinem Gemüt beteiligt ist, bedarf keines beweisenden Wortes. »Frühlingssüß«[1]) heißt ein vierdreivierteljähriges Mädchen seine Mutter, und vom kleinen dreidreivierteljährigen Knaben R. berichtet Ament, er habe sich am Vater »hinaufgeliebt«, als er auf dessen Schoß geklettert war, um ihn zu liebkosen. Natürlich ist das sexuelle Interesse eine ergiebige Quelle von Neuerwerbungen. Ein vierjähriger Knabe nennt sein viermonatiges Schwesterchen »Lutschkind« und die es säugende Mutter »Lutschmami«; derselbe Knabe bezeichnet das Milchfläschchen seiner kleinen Kusine als »Mamiflaschl«, die Gartenspritze als einen »Wiwimacher für die Blumen«. In den von Preyer und vielen anderen Autoren angeführten infantilen Wortschätzen findet sich freilich nicht ein einziger dem sexuellen Gebiete angehöriger Ausdruck. Sie sind durch den Filter der Wissenschaft gereinigt vom Niederschlag kindlicher Originalität, sofern dieselbe in anstößigen Gebieten sich betätigt. Und selbst E. u. G. Scupin begnügen sich mit der Angabe von »Bauchknöppel« = Nabel, aus dem dritten Jahre, »Hinterbäuchel« = Gesäß, »Backe« = Wange, aber auch Frauenbrust, »Klastiedel« = Klystier, aus dem vierten bis sechsten Jahre; leider fehlen auch hier die Aufzeichnungen über die Gedanken, die das Kind sich über diese Begriffe machte. Mit dreieinhalb Jahren erfand mein Neffe den Ausdruck »Popowadeln« für Gesäß, »anmuttern« für sich an die Mutter schmiegen, woraus er bald »antanten« und »anherminen« formte. Im sechsten Lebensjahre meines Neffen war es zwischen ihm und mir Gepflogenheit, daß er in der Dämmerstunde auf einen verabredeten Lockruf in mein Zimmer kommen durfte, um »herumzuhetzen«. Sowie er die Aufforderung hörte, unterbrach er sein Spiel und sprang zu mir. Nach einem besonders lustigen Zusammensein am Vortage kam er beim gegebenen Zeichen mit dem Rufe: »Im

---

[1]) C. u. W. Stern, Kindersprache, pag. 353.

Fluge zum Herminen-Körper« auf mich zugeeilt. Er hatte sich damals ein Spiel erfunden, bei dem er sich mit Armen und Beinen an mich anklammerte und ich ihn abschütteln mußte. Das allzu intensive Interesse an dieser Unterhaltung war mir bald Grund, sie abzustellen. Als ich mich, mehrmals von ihm in der Arbeit gestört, mit ein paar Bonbons freikaufen wollte, berichtete er seiner Mutter: »Die Tante H. hat mich weggezuckerlt.« Keiner Kinderstube fehlt es an solchen vom Kinde selbst erfundenen Wortbildungen, die ihr Entstehen den sexuell-erotischen Gefühlen desselben verdanken, und es wäre eine dankenswerte Aufgabe, gerade diese Ausdrücke zu bewahren und bis zu ihrem Ursprung im emotionellen Leben des Kindes zu verfolgen.

Während der Erwachsene nicht selten durch die Sprache seine Gemütsbewegungen verhüllt, dient sie in der Kindheit als klarer Ausdruck derselben. Sie ist dem kleinen Kinde schon ein brauchbares Mittel, um die sprachpädagogischen Bestrebungen seiner Umgebung in gleicher Münze zurückzuzahlen. Mit erstaunlicher Konsequenz beobachtet es gewisse Ungenauigkeiten und Eigenheiten im Sprechen der Erwachsenen und nimmt jede Gelegenheit wahr, Korrekturen anzubringen. So beanständet ein fünfjähriger Junge, dem oftmals sein »net« für »nicht« ausgestellt worden, beständig an seiner Großmutter, daß sie »zuerscht« statt »zuerst« spricht; mit lustvoller Gehässigkeit horcht er jedesmal auf diesen Gewohnheitsfehler und die intensivste Vertiefung ins Spiel läßt ihn denselben nicht überhören. Eine Dame erzählte mir, wie scharf sie als Kind auf gelegentliche Sprachvernachlässigungen ihrer Eltern aufgepaßt, da ihr insbesondere vom Vater wiederholt derartige Ausstellungen gemacht wurden, und wie nur die große Strenge der Eltern sie abhielt, ihre Korrekturen auszusprechen. Solche Unterdrückungsarbeit zeitigt im Vereine mit anderen Faktoren einen Zug des Nörgelns, der sich dann beim reifen Menschen natürlich nicht auf das Gebiet der Sprache beschränkt; bei witziger Veranlagung aber den unwiderstehlichen Drang, Sprache und Eigenart anderer zu imitieren und ins Lächerliche zu ziehen.

Eine eigentümliche Rolle kommt den Beziehungen zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht im infantilen Geistesleben zu, welche allerdings erst in der Lernzeit besonders hervortritt, aber auch schon im vorschulpflichtigen Alter nicht ohne Bedeutung ist. Sully[1]) führt als reizenden Beleg hiefür die Spekulation eines Knaben von fünfeinviertel Jahren an, »welcher Deutsch und Italienisch ebensogut als Englisch gelernt hatte und sich über das Geschlecht der Sonne, des Mondes viele Gedanken machte. Er begann daher in folgender Weise Mythen zu bilden: ‚Ich denke, die Leute (die Italiener) glauben, die Sonne (il sole) ist der Mann, der Mond (la luna) ist die Frau und alle Sterne sind die kleinen Kinder‘ «. Nach meiner Meinung dürften auch Größenverhältnis, Leuchtkraft und Glanz nicht ohne Einfluß auf die Zuteilung der Rollen gewesen sein.

Von besonderem Interesse sind die sprachpsychologischen Beobachtungen an Kindern, die sich vom frühesten Alter an zweier Umgangssprachen bedienen. Sie bilden sich gerne eine Mischsprache, die sie dann anwenden, wenn sie die Ausdrücke der einen oder anderen für sich als unpassend betrachten. So gebrauchte ein vierjähriges Mädchen in Gegenwart von Fremden die Mahnung »suivi« zu ihrem Kinderfräulein, um durch Onomatopoe die Notwendigkeit ihrer Bedürfnisse anzudeuten. Ein anderes Mädchen forderte seine Nurse durch die Worte »much« und »little« auf, ihm bei diesen Verrichtungen behilflich zu sein. Hierher zählt auch die beliebte Umschreibung »eins«, »zwei« für kleine und große Geschäfte. Wir erkennen in solchem Wortgebrauch nicht nur unschwer die Wurzel zu den Geheimsprachen der reiferen Jugend, sondern auch zu der Gepflogenheit Erwachsener, anstößig scheinende, d. h. sexuelle Dinge mit einem Fremdwort zu belegen; ist es doch sogar in der Wissenschaft gang und gäbe, sexuelle Vorgänge mit dem lateinischen Ausdrucke zu umschreiben, obwohl für sie die Bezeichnung in der Muttersprache nicht fehlt.

[1]) Sully, l. c. pag. 160.

VII. Das Gemütsleben.

Die intellektuelle Entwicklung des Kindes steht in so unmittelbarem Kontakt mit seinem Gemütsleben, daß es auch dem nüchternsten Beobachter der Kinderseele nur schwer gelänge, von ihr zu sprechen und dieses aus der Betrachtung auszuschalten. Hat doch die Natur den Kleinsten und Kleinen die köstlichste Gabe verliehen in der starken Gefühlsbetonung, durch die ihnen jedes Ereignis bedeutungsvoll wird! Was beim Säugling die primitivsten Gemütsregungen, Erstaunen und Furcht, auslöst, weckt beim heranwachsenden Kinde die ganze Stufenleiter von Lust und Unlust in der die frühe Jugend auszeichnenden Stärke. Es umfängt seine Umgebung, ja die ganze Natur mit rein egoistischen Gefühlen, die uns um ihrer Unbewußtheit willen im Frührot der Kindheit nicht stören. Es liebt, was ihm Lust verheißt, haßt, was ihm solche verwehrt, und läßt an sich wirkungslos vorübergehen, was zwischen diesen beiden Möglichkeiten liegt. Diese egozentrische Weltauffassung bedingt im Vereine mit der großen Eindrucksfähigkeit des kindlichen Geistes die starke Reaktion auf alle äußeren Erlebnisse. Unter ihrer Herrschaft entwickeln sich Triebleben und Wille des Kindes, aus ihr entspringt das unersättliche Liebesbedürfnis, das wieder zur Quelle einer großen Reihe, ja vielleicht aller Kinderfehler wird. Der egozentrische Standpunkt veranlaßt das Kind, eine Sonderstellung im Herzen der geliebten Person zu beanspruchen und um die einmal erworbene mit allen Mitteln der Liebe und des Hasses zu kämpfen.

Allerdings tritt dieses Verlangen in ungleichem Maße zu Tage, denn anders verhält sich das einzige Kind, anders das, dem noch Geschwister folgen, wieder anders die jüngeren Kinder einer Familie. Es ist natürlich, daß das einzige Kind das übergroße Ausmaß von Liebe und Fürsorge, das ihm vom ersten Tage an ungeteilt zugewendet wird, als rechtmäßigen Tribut ansieht, sich zum Tyrannen des ganzes Hauses aufwirft und seine Liebesansprüche auch dort geltend macht, wo es naturgemäß weniger Entgegenkommen findet, bei Dienstpersonen und Fremden. Dies setzt dann wohl eine

erste arge Enttäuschung, die freilich Dank der Beweglichkeit der Elemente der kindlichen Seele in der frühesten Jugend leicht überwunden wird, erst durch noch innigeren Anschluß an Vater und Mutter, dann durch das allmählich keimende Verständnis, daß auch der durch Liebe Verwöhnteste sich mit einem gewissen Maße bescheiden muß. Weit trauriger gestaltet sich das Schicksal des Kindes, das in seiner ersten Jugend zu wenig Liebe erfuhr; ihm kann dereinst keine Manneslieb e, keine Frauenneigung ersetzen, was ihm in der Kindheit gefehlt; es bleibt liebearm sein Leben lang, denn ihm selbst mangelt die Kunst zu lieben. Vergeblich sucht ein solcher Mann zeit seines Lebens die Frau, die ihm die nie genossene Mutterliebe schenkte; aber auch das Weib, das keine Mutter lieben gelehrt, lernt diese hohe Kunst nie mehr in späteren Jahren. Die Dichterseele, der stets das geheimnisvolle Weben der psychischen Kräfte offenbar war, hat auch das beklagenswerte Schicksal des mutterlosen Kindes begriffen und all das Leid der jungen Seele in Lieder gekleidet, wie sie Albert Traeger in seinem ans Herz greifenden »Das Kind hat keine Mutter mehr« uns singt.

Die Mythen aller Völker künden uns, wie die Liebe des Sohnes zur Mutter übermächtig ward im Streben nach ihrem Besitz, wie er im Vater einen gefährlichen Nebenbuhler erblickte, dessen Tod allein ihm die verbotenen Wege zur Erstgeliebten, zur Mutter, bahnt. Dieser rotglühende Faden von sinnlichem Begehren nach der Mutter und von feindseligen Regungen gegen den Vater zieht sich durch den Märchenschatz aller Zungen, dem die Jugend atemlos lauscht, und er verknüpft, unkenntlich gemacht von Sitte und Herkommen, sie selber mit den Eltern. Es ist der natürlichste Gedanke des Knaben, die Mutter zu heiraten, wenn der Vater stürbe, und das kleine Mädchen gefällt sich in der Rolle der Mutter, ist diese einmal abwesend; in der »Traumdeutung«[1]) bringt Freud folgenden klaren Beleg hiefür: »Ein besonders begabtes und lebhaftes Mädchen von nicht vier Jahren, an der dies Stück Kinderpsychologie besonders durchsichtig ist, äußert direkt: ,Jetzt kann das Muatterl einmal fortgehen, dann muß das

[1]) Freud, Traumdeutung, III. Aufl. pag. 187.

Vaterl mich heiraten, und ich will seine Frau sein‘.« Es bedeutet schon eine leise Erkenntnis der konventionellen Schranke, wenn ein fünfjähriger Junge sagt: »Meine Frau muß so ausschauen wie die Mutti«, und ein anderer seiner Mutter vorschlägt: »Mama, wenn du auch ein Mäderl hättest, und das wär' nicht bei uns, so könnte ich sie heiraten, und die sähe dann ganz so aus wie du.« Bei diesem Kinde hat der Gedanke der Inzestscheu bereits so tief Wurzel geschlagen, daß es nicht mehr die Mutter selbst, auch nicht die Schwester, mit der er zusammen aufwüchse, freien will, sondern »das Mäderl der Mutter«, das ihr vollkommen gleicht. Gelegentliche Bemerkungen der Erwachsenen, daß man seine Eltern und Geschwister nicht zur Ehe begehren könne, sind vom kindlichen Geiste aufgefaßt und verarbeitet worden, ohne daß darum das Gemütsleben auf seine Wünsche verzichten wollte. So wählt auch ein vierjähriges Mädchen den Onkel väterlicherseits zum künftigen Gatten, »weil er dem Papa ganz ähnlich sieht und der Papa doch schon die Mama zur Frau hat«. Da aber in der Kindheit dem Menschen eine bisexuelle Neigung eigen ist, hat auch die Liebe zum gleichgeschlechtlichen Elternteil einen sexuellen Unterton. Der Wunsch des kleinen Knaben, bald so groß und stark wie der Vater zu sein, zielt nicht nur auf die Möglichkeit ab, ihn aus seiner Stellung bei der Mutter zu verdrängen, sondern drückt auch die Bewunderung für dessen Person aus; so stark wie der Vater ist in den Augen des Kindes kein anderer Mann. Auch der Mutter wird von ihrem Töchterchen nicht selten eine schwärmerische Neigung zu teil, der eine reichliche Dosis Neid gegen die Mütter anderer Kinder beigesellt ist. Ein abfälliges Urteil über ihre Kleidung zu hören, trifft gewiß die Eigenliebe des Kindes, aber es tönt wohl auch eine Saite kindlichster Liebe, wenn ein solch kleines Mädchen sich weigert, sein Abendbrot zu essen und nach langem Zögern fragt: »Mama, wie lange müssen wir denn sparen, damit du dir auch ein so feines Kleid kaufen kannst wie die Mutter der B.?« Fehlt dem Kinde in den ersten Jahren die Liebe der Mutter, sei es, daß diese gestorben oder sie ihre heiligste

Pflicht sorglos anderen überträgt, so schließt es sich mit dem ganzen Ungestüm seines liebebedürftigen Herzens an eine Pflegeperson, am liebsten wohl an Großmutter oder Tante an. »Um ein Kinderdasein und die Ergebnisse einer Kindheit vollständig zu machen,« schreibt Goltz[1]), »muß irgend eine Tanten- oder Großtantenschaft dazukommen.« Aber auch für solche Kinder, in deren frühester Jugend eine zärtliche Großmutter oder Tante zahllose Wünsche ihres Lieblings erfüllten, ist die Mutter das Idol, welches das einstige Liebesleben des Kindes bestimmt, nur daß es sich mit Zügen derer verwebt, die dem Kinde die Zuneigung zuwenden, welche es vergeblich von der Mutter erhofft.

Von eminenter Bedeutung für die Entwicklung des Gemütslebens ist das Verhältnis des Kindes zu seinen Geschwistern. In der »Traumdeutung« skizziert Freud in kurzen überzeugenden Worten, wie wenig das Verhalten des Kindes gegen seine Geschwister von Liebe zeugt, wie sich in demselben weit mehr ein beständiger Kampf ungleicher Partner spiegelt, aggressive Feindseligkeit auf der einen, ohnmächtige Wut auf der anderen Seite.

Diese Haßregungen keimen nicht erst zu dem Zeitpunkt, da die Fäuste eine beredte Sprache führen, sie stammen beim älteren Kinde von dem Tage, da der unerwünschte Familienzuwachs erschien, da es sich aus seiner dominierenden Stellung im Hause verdrängt sieht. Sully[2]) berichtet von einem kleinen Mädchen, »welches von einer so heftigen Abneigung gegen einen von ihm äußerst häßlich gehaltenen Säugling ergriffen wurde, daß es den Versuch machte, dessen Kopf zu zerschmettern.« Da der Autor dieses Beispiel von »Grausamkeit« im Anschlusse an seine Beobachtungen über das ablehnende Verhalten des Kindes bei der Ankunft eines zweiten bringt, so ist anzunehmen, daß der Haß des Mädchens sich gegen ein Brüderchen oder Schwesterchen richtet; dann ist aber nicht die Häßlichkeit desselben Ursache des Hasses, sondern aus diesem entspringt die Einbildung, der Säugling sähe so abschreckend aus; es ist dies eine allgemein zu

[1]) Goltz, l. c. pag. 389.
[2]) Sully, l. c. pag. 203.

beobachtende Form der kindlichen Abneigung gegen Wiegenkinder, durch die das größere Kind an Liebe sich beeinträchtigt fühlt. Diese feindselige Stimmung veranlaßt nach Sully[1]) einen Knaben, die Wiege, in der sein totes Schwesterchen lag, anzuzünden; hier begegnen wir der echt kindlichen Auffassung des Totseins als »Entfernt«-, »Weg«-sein; solange der Knabe den Leichnam der Schwester in der Wiege liegen sieht, erscheint ihm die Rivalin nicht endgültig beseitigt; aber er weiß aus den Verboten des Zündelns, daß verloren ist, was verbrannt wurde. In solchem Gebahren der Kinder bricht die Eifersucht unverhohlen durch, ohne daß wir darin eine verbrecherische Neigung ansprechen können. Tiedemanns Söhnchen[2]) verriet im Alter von anderthalb Jahren heftige Mißgunst gegen sein kleines Schwesterchen; »er wollte es schlagen, so oft es auf Mutters Schoß oder in seiner Wiege lag, weil es ihm unangenehm war, sich etwas entzogen zu sehen, das er so lange ausschließlich hatte. Anderseits zeigte er Mitgefühl, indem er weinte, wenn die Schwester weinte.« Es scheint mir nicht zutreffend, bei einem anderthalbjährigen Kinde solche altruistische Gefühlsregungen vorauszusetzen, vielmehr spielt neben der Imitation, die gerade in diesem Alter von großer Bedeutung ist, ein anderer Faktor mit, es ist die unbewußte Überkompensation des Hasses in Liebesbezeigungen. So ergeht sich der kleine Günter Stern[3]), der beim Säugen der kleinen Schwester Eva voll Eifersucht die Aufmerksamkeit der Mutter auf sich zu lenken sucht, bald darauf in Bewunderung seiner Nebenbuhlerin. Es darf uns nicht wundern, wenn solche Kinder, die ihre Abneigung gegen den Eindringling unverhüllt zeigten, bald die zärtlichsten Geschwister werden. Haß und Liebe entsprießen einem gemeinsamen Stamm, der Eigenliebe. Der erste feindliche Impuls, das Neue, Unerwartete abzuwehren, wenn es dem Egoismus hindernd im Wege steht, wird abgelöst durch das der Eigenliebe schmeichelnde Hochgefühl der Unentbehrlichkeit in der Leistung freiwilliger

[1]) Sully, l. c. pag. 208.

[2]) Tiedemann, l. c. pag. 31.

[3]) Stern, Kindersprache, pag. 108.

Liebesdienste; die Freude, von dem kleinen, hilflosen Wesen geliebt zu werden, erweckt eine Zärtlichkeit und Fürsorge im Kinde, die etwas Rührendes an sich hat. Daß wir solch geschäftigem liebevollen Treiben mit Rührung zusehen, hat kein anderes Motiv, als daß wir darin unbewußt den Sieg der Liebe über den ursprünglichen Haß anerkennen. Die feindliche Einstellung ist besonders dann eine offenkundige, wenn dem größeren Kinde durch die Ankunft eines kleinen nicht bloß ein Teil der elterlichen Liebe entzogen wird, sondern wenn ihm gewisse Arbeiten auferlegt werden, zu denen Wille und Intellekt noch zu schwach sind. Ein vierjähriger Bauernjunge, der seine wenige Monate alte Schwester im Korbwagen schaukeln soll, nimmt diese Beeinträchtigung seiner Freiheit unfroh auf und schlägt der Mutter vor: »Geh Muatta, verkauf die Ella, mir könnens net brauchen.« Einige Monate später will er davon nichts mehr wissen: »Jetzt net, jetz' kann's ja scho' spiel'n; jetz' hab' i' s' gern!« Diese Verdrängung der ursprünglichen Mißgunst können wir bei Kindern fast regelmäßig beobachten, und ebenso, daß sie, zum Teil erhalten geblieben, im gegebenen Augenblicke grell hervorbricht. Für manche Kinder ist schon der bloße Gedanke an die bevorstehende Ankunft eines Geschwisterchens so aufregend, daß sie drohen, dasselbe ins Wasser zu werfen oder »unters Bett zu stecken«, den Ort, wohin das Kind unliebsame Gegenstände sich aus den Augen räumt. Wie ein Kind, das sich also zurückgesetzt fühlt, auf jedwede Weise versucht, sich die Liebe und Aufmerksamkeit der Umgebung, zumal der Mutter, zurückzuerobern, davon gibt Lichtenberger in »La petite soeur de Trott« ein reizendes Beispiel. Der kleine Junge, durch das Schwesterchen in den Hintergrund gedrängt, zieht sich absichtlich eine Verletzung durch einen Sturz vom Stuhle zu und, von den Eltern liebkost, gesteht er, weinend vor Schmerz und Freude: »Ich habe es mit Absicht getan!« Und da die Eltern erkennen, wie die junge Seele in der Zeit, da sie ihn ein wenig zurückstellten, grausam gelitten, und ihn ihrer Liebe versichern, antwortet er auf die Frage, ob er nun zufrieden sei, mit verweinten Augen und lachendem

Munde: »O ja; aber es tut mir doch nicht leid, daß ich mir die große Beule geschlagen habe.« Auch der kleine Bauernjunge, von dem ich eben sprach, verstand, sich die Aufmerksamkeit und Fürsorge seiner Mutter zu erzwingen: schon seit länger als einem Jahr an Reinlichkeit gewöhnt, begann er nach Geburt seines Schwesterchens die Dressur zu umgehen, obwohl er dafür Züchtigung fürchten mußte. Die Mutter, eine mehr als einfache Frau, ahnte gleichwohl instinktiv den wahren Beweggrund des Knaben, freilich ohne ihm Rechnung zu tragen. »Ich weiß net, was i tun soll«, meinte sie »das Prügeln hilft nix; ich glaub', er tut mir's rein mit Fleiß, weil ich wegen der Kleinen keine Zeit für ihn hab'!« Ich hatte leider nicht mehr Gelegenheit zu beobachten, ob das liebevolle, gütige Zureden, das ich angeraten hatte, von dauernder Wirkung war, oder nur durch den Reiz des Ungewohnten einen vorübergehenden Erfolg hatte.

Das jüngere Kind schließt sich dem älteren, sobald bie diesem die Verdrängung der offenkundigen Feindschaft eingesetzt hat, nicht selten in Bewunderung an; sein Wort hat ihm oft mehr Autorität als das der Erwachsenen, ja sogar der Eltern. Der Knabe fühlt in der älteren Schwester ein Stück Mutter, dem kleinen Mädchen ist der reifere Bruder ein zweiter Vater, der den Vorteil für sich hat, durch sein jugendliches Alter und seinen infantilen Vorstellungskreis dem Geschwisterchen um vieles näher zu stehen als der leibliche Vater. Man könnte also glauben, daß von der jüngeren Seite eine ganz reine Liebe gefühlt wird, frei von Eifersucht und Haß. Aber man übersieht bei solcher Meinung, daß dem kleinen Kind wieder als Bevorzugung des älteren erscheint, was diesem einfach kraft des Vorsprungs in der Entwicklung zukommt. Wieviel Tränen kostet nicht die Kleinsten das Schlafengehen vor den älteren Geschwistern! Mit wachsamem Auge prüfen die Jüngsten beim Mittagstische die Größe der zugeteilten Portionen beliebter Speisen; ein größeres Butterbrot, das dem Älteren geschnitten wurde, verursacht ein Wutgeheul und beleidigtes Verschmähen des eigenen. Mit wieviel Neid ein Kinderherz um Spielzeug zu

streiten vermag, das ihm eben noch gleichgültig gewesen, kennt jeder, der in der Kinderstube Bescheid weiß. Der Neid ist ein wesentlicher Faktor für die Unterscheidung von Mein und Dein. Eine stete Quelle tiefen Leids für das Kinderherz sind die von den älteren Geschwistern überkommenen Kleidungsstücke, aus denen diese »ausgewachsen« sind. So stolz das Kind sich im Kleidchen aus Mutters Garderobe, im Höschen aus Vaters Anzug fühlt, ebenso schmachvoll dünkt ihm, ein Kleidungsstück von Schwester oder Bruder tragen zu müssen. Nur wer selbst solch ein Unglückskind war, weiß den Schmerz, die Erniedrigung zu ermessen, die das infantile Gemüt in solchen Situationen erleidet. Dieses Gefühl der Zurücksetzung empfindet auch das Schulkind, das Jahr für Jahr die Bücher von Bruder oder Schwester übernehmen muß, und manch geringer Lerneifer ist solcher Sparsamkeit der Eltern zuzuschreiben. Es ist ein erziehlicher Mißgriff, dessen Folgen viel zu gering veranschlagt werden. Einsichtsvolle Eltern vermeiden, wenn schon nicht bei den notwendigen Gebrauchsgegenständen, so doch bei Geschenken eine Parteinahme, halten zumindest bei diesen auf Gleichheit, was für die kindliche Auffassung soviel als ein gleiches Ausmaß der Liebe bedeutet. Denn an den Festgaben mißt das Kind die Innigkeit und die Größe der elterlichen Zuneigung. Da ihm das Verständnis für den Wort der Dinge noch fehlt, so ist ihm die Stückzahl der Geschenke ein Prüfstein für den gerechten gleichen Anteil der Gunst des Gebers. Drei Geschwister, ein Mädchen und zwei Knaben im Alter von sieben bis vier Jahren, pflegten diesbezüglich eine genaue Kontrolle der Christbescherung und der sonstigen Festgaben zu üben. Das Beschenktwerden ist der Jugend an sich eine Festfreude, sie ist darin unersättlich; denn »Beschenktwerden« heißt »Geliebtwerden«. Aus der egozentrischen Gedanken- und Gefühlswelt des Kindes erklärt sich, warum ihm lange die ethische Bedeutung des Bibelwortes »Geben ist seliger denn Nehmen« unverständlich bleibt. Es scheint dies in Widerspruch zu stehen mit der Freude, die das Kind frühzeitig äußert, wenn es anderen schenken kann. Wenn wir

aber bedenken, wie das Kind nicht ansteht, wieder zurückzufordern, was es eben freiwillig angeboten, so erkennen wir, daß es ihm nur um den Liebesbeweis zu tun ist und als selbstverständlich betrachtet, daß ihm mit gleicher Münze gezahlt, d. h. die Gabe zurückerstattet werde. Aus diesem Grunde beschenken Kinder lieber Erwachsene als Altersgenossen, die auf solche scheinbare Freigiebigkeit nicht eingehen. Ist es dem Kind durch Imitation und Belehrung gelungen, sich leichter von seinem Eigentum zu trennen, so kostet es trotz äußerlichen Großtuns doch gewöhnlich schwere Kämpfe, sobald es sich um Verzicht auf Spielzeug zu Gunsten armer Kinder handelt. Hier ist nicht Neid das stärkste Motiv der Weigerung, sondern weit mehr die unbewußte Verknüpfung der Sache mit der Person des Gebers; mein Neffe wollte sich von einer aus einem Modellierbogen hergestellten, bereits defekten Mühle nicht trennen mit der Begründung: »Nein, die geb' ich nicht her, die hat mir die Tante H. eigens gemacht; die behalt' ich ewig!« Ein weiterer, ebenfalls unbewußter Grund ist das Festhalten am Erinnerungsschatz, den jedes Spielzeug für die kindliche Seele bedeutet. Viele Autoren sind der Meinung, daß einzigen Kindern das Schenken besonders schwer falle, der ich nicht beipflichten kann. Die natürliche Feindseligkeit unter Geschwistern ist geradezu vorschubleistend, vom eigenen Besitz nichts abzugeben, indes »Einzige«, vielleicht in der unausgesprochenen Hoffnung auf Ersatz, häufig aus Großmannssucht gern schenken.

Eine eigentümliche Stellung unter den Geschwistern kommt den mittleren, namentlich dem vorletzten Kind zu, infolge derer es sich seelisch häufig in etwas abweichender Weise entwickelt. Es zeigt eine Empfindlichkeit und Launenhaftigkeit, die an einem normalen gesunden Kinde befremden und die nur so zu erklären sind, daß das mittlere Kind durch das nachgeborene aus seiner Stellung als Nesthäkchen verdrängt wird und doch nicht in die Rolle des Beschützers, der bewunderten Autorität eintritt wie die ältern Geschwister. Es soll dem Kleinsten in seinen Wünschen nachgeben und

wird doch nicht zu den »Großen« gerechnet, kurz es empfängt von keiner Seite die Liebe, die es erwartet und zu beanspruchen sich berechtigt fühlt, und diesen vermeintlichen Mangel an Zuneigung vergilt es durch Unliebenswürdigkeit.

Das eifersüchtig-zärtliche Verhältnis, das wir bei Zwillingen bereits im ersten Jahre kennen gelernt haben, bleibt auch in den folgenden Jahren bestehen. Sie sind unzertrennliche Spielgefährten und sondern sich häufig von der Gesellschaft anderer Kinder ab. Compayré[1]) berichtet von Zwillingen, die sich eine eigene, anderen unverständliche Sprache ersannen. Sind die Zwillinge verschiedenen Geschlechts, so tritt das Dominieren des Knaben immer stärker hervor, aber es fehlt daneben niemals die liebevolle schützende Fürsorge des Mannes für das Weib. Auf einer Altersstufe, auf der anderen Kindern echtes Mitfreuen und Mitleiden noch fremd ist, finden wir bei Zwillingen diese Gefühle schon deutlich ausgebildet. Ein solches Zwillingspärchen mußte während eines Besuches bei der Großmutter in getrennten Räumen schlafen. Beide klagten, sie könnten nicht einschlafen ohne die Gegenwart des anderen, und endlich überwand der Knabe seine Furcht vor der Dunkelheit und versuchte, »damit die Emma sich nicht fürchte«, ins Zimmer der Schwester zu gelangen, obwohl ihm die Örtlichkeit fremd war. Die Gepflogenheit, Zwillinge dauernd oder möglichst lange gleich zu kleiden, mag das Zusammengehörigkeitsgefühl erheblich verstärken, ja in einzelnen Fällen sogar die Meinung begründen, die gleiche Kleidung sei ein integrierendes Merkmal der Zwillinge. So berichtet Sully[2]) folgendes reizende Vorkommnis: »Ein Zwillingspaar, Knabe und Mädchen, waren gleich gekleidet gewesen. Später wurde der Knabe in einen ,Anzug' gesteckt. Eine Dame fragte um diese Zeit das Mädchen, ob sie nicht die Zwillinge wären, worauf es erwiderte: ,Nein, wir waren es'.«

Das Bedürfnis nach Anschluß und Mitteilung an Gefährten ist dem Menschen so tief eingewurzelt, daß es sich

[1]) Compayré, l. c. pag. 310.
[2]) Sully, l. c. pag. 156.

schon in der frühesten Kindheit geltend macht und die Befriedigung desselben sich als einer der stärksten Einflüsse auf die Charakterentwicklung des Menschen erweist. Der soziale Trieb äußert sich im kleinen Kinde durch Schreien in der Einsamkeit; in seinem Dienste zaubert die keimende Phantasie der Kinderseele Leben und Verständnis in die unbeseelten Dinge der Umgebung, sie schafft ihr aus unerschöpflichem Born Gesellschaft für die Stunden lästigen Alleinseins. Aber bei all ihrem Reichtum kann sie dem Kinde nicht lebenswarme Wirklichkeit bieten, einen Spielgefährten mit anderen Wünschen und Gedanken, als das Kind sie selbst hegt, einen Genossen, der anders ist als es selbst und doch wieder auf jedes Spiel, jede Torheit mit gemeinsamem Eifer eingeht. Darum bleibt das einzige Kind einsam in seinem Gemüte. Und findet es Altersgenossen, so fügt es sich ebenso wie das Lieblingskind infolge des Übermaßes der elterlichen Liebe schwer ein in deren Gesellschaft, da sie seine Sonderstellung nicht respektieren; auf diese Weise entwickelt sich in einem solchen Kinde, das zu herrschen gewohnt und nun auf sein Vorrecht nicht verzichten will, ein störrisches, unverträgliches Wesen, durch welches ihm manch bittere Stunde erwächst. Weit fröhlicher und unbefangener tritt ein Kind, das im Kreise von Geschwistern lebt, an fremde Spielgefährten heran. Anschmiegsamkeit und freiwillige Unterordnung auf der einen Seite, eine früh entwickelte Individualität auf der anderen sind die besten Bindemittel für eine dauernde Kinderfreundschaft, während die flatterhafte Liebenswürdigkeit, die überall Freundschaften anknüpft, um sie ebenso schnell zu lösen, nicht allein als Folge der leichten Beweglichkeit des kindlichen Gemütes, sondern recht oft als Anzeichen einer inneren Unrast zu erkennen ist, einer Äußerungsform des sog. »Assoziationswiderwillens«, d. h. der zwangsmäßigen Scheu vor Dauerverknüpfungen. (Sadger[1]).

Keinem Freundschaftsbunde zwischen Kindern fehlt die sexuelle Note, ja sie befestigt und stählt denselben durch das Bewußtsein gemeinsamer Heimlichkeit und Schuld. Es

[1]) Sadger, Belastung u. Entartung.

ist nicht nötig, bei solchen Erwägungen an grob sexuelle Beziehungen zu denken, der bloße Gedankenaustausch über gewisse Organe des menschlichen Körpers und ihre Funktionen birgt für das Kind einen starken Reiz; in frühester Jugend ist es der Verdauungsprozeß, in reiferen Jahren der sexuelle, der zu dem jeder Mutter wohlbekannten und verdächtigen Flüstern und Kichern Anlaß gibt. Und die verschiedensten Spiele erotischer Natur, zu denen sich eben die besten Freunde zusammenfinden, führen bei jüngeren Kindern häufig zu Betastungen des fremden Körpers, die infantile Exhibitions- wie die Schaulust in gleicher Weise befriedigend. Diese Tatsachen berechtigen aber keineswegs, auf seelische Verderbtheit des Kindes zu schließen. Ihm sind die primitivsten Lebensfunktionen nur noch nicht mit jenem Walle umgrenzt, über den zu blicken ihm anstößig erschiene. Selbst wenn die Erziehung bereits die Keime der Scham und des Ekels in der kindlichen Seele geweckt, so ist die natürliche sexuelle Veranlagung weit stärker und setzt ihre Betätigung auf Kosten der ästhetischen Gefühle durch.

Das erotische Verlangen im Kinde, das innerhalb der von der Natur gesteckten Grenzen mächtig nach Befriedigung strebt, reift jene leidenschaftliche Verehrung für Erwachsene, die sich von der Liebe der Großen durch nichts unterscheidet, als durch das Fehlen des Sexualaktes. Das zärtliche Anschmiegen, das Küssen und Kosen, ja selbst das Schmollen mit dem Liebesobjekt findet sich hier wie dort. Das Kind wählt wie der Erwachsene, aber es schenkt seine Sympathie ohne Rücksicht auf das Geschlecht. Kleine Knaben bewundern und lieben Männer so gut wie Frauen, kleine Mädchen zögern nicht, ihre Neigung einem weiblichen Wesen zu schenken, ist nur die Hauptbedingung erfüllt: daß die erwählte Person gewisse traute Züge vom Vater oder Mutter aufweise, oder ihr gerade jene mangeln, die dem Kinde an den Eltern mißfallen. Es ist wohl nicht allein einer flüchtigen Assoziation zuzuschreiben, daß die Kinder, wie schon Aristoteles (Phys. I, 1) bemerkt, zuerst alle Männer als Vater und alle Frauen als Mütter anreden; sie erwarten in ihrer Unbe-

fangenheit von jeder ihnen entgegentretenden Person Liebe und sind bereit, in jedem Manne einen liebevollen Vater, in jedem Weibe eine zärtliche Mutter zu akzeptieren; in diesem Sinne hatte mein Neffe im Alter von drei bis fünf Jahren in vier Orten solche »Mütter«, denen er in feiner Unterscheidung von seiner geliebten »Mutti« die Bezeichnung »Mami« mit dem vorgesetzten Familiennamen gab. Daß in der gleichgeschlechtlichen »Kinderliebe« ein leiser sexueller Ton mitklingt, entgeht dem unverbildeten, urwüchsigen Sinne des Volkes nicht; mit richtigem Instinkt die Wahrheit ahnend, bezeichnet der Volksmund das erotische Fühlen des Kindes für Erwachsene als »verliebt«. Die psychoanalytische Forschung beweist die Richtigkeit des Urteils der schlichten Volksseele, indem es ihr gelingt, in den Krankengeschichten Homosexueller jedesmal das mißlungene Liebesleben auf frühinfantile erotische Erlebnisse zurückzuführen, indem ein solcher zwar die breite Straße der kindlichen Bisexualität verlassen, aber nicht den rechten Weg, den der Liebe zum anderen Geschlechte gefunden hat. Die Sorge alleinstehender Frauen, ihrem Knaben sei der ausschließlich weibliche Einfluß in seiner Entwicklung schädlich, er werde ein »Muttersöhnchen« und »kein rechter Bub«, enthält mehr das Wahren, als bloß die berechtigte Furcht, der Knabe entwachse der mütterlichen Führung, er brauche eine strengere Hand. Die unbewußte vergebliche Sehnsucht nach dem Vater gräbt sich so tief ins Kinderherz, daß der Knabe, längst erwachsen, noch immer festhält an dem Sehnen der Jugend; das vergebliche Liebesverlangen kann sich ebenso in Inversion wandeln, wie das jenes Kindes, welches, vom andersgeschlechtlichen Elternteil zurückgestoßen, sich leidenschaftlich an den gleichgeschlechtlichen anschließt. In solchen Fällen gelingt dann zuweilen die rechtzeitige Ablösung von diesem nicht. Tatsächlich bewirkt aber auch die ausschließlich weibliche Umgebung beim Knaben, der durch äußere Einflüsse sich ihr zu entziehen sucht, eine unbewußte Abkehr vom Weibe in reiferen Jahren. Beim weiblichen Geschlecht dürften ähnliche Faktoren eine analoge psychische Entwicklung bedingen. So müssen wir neben der speziellen

Konstitution in dem Verhältnisse der Kinder zu ihren Eltern eine der psychischen Wurzeln der Homosexualität erkennen. In gleicher Weise kann natürlich auch das Verhältnis der Geschwister von verhängnisschweren Folgen sein.

Das Kind ist dem Tiere von Natur aus zugeneigt. Da ihm in den ersten Lebensjahren noch jede Regung von Ekel unbekannt ist und sein angeborener Geselligkeitstrieb die vielfach anerzogene Furcht vor Tieren an Stärke übertrifft, so ist ihm der Wurm so lieb wie der Schmetterling, und Hund, Katze und Pferd umfängt seine anschmiegende Seele mit gleicher Innigkeit wie Bären und Elefanten in der Menagerie. Daß ihm bald der Hund zum erklärten Liebling wird, ist bei dessen bevorzugter Stellung im Hause natürlich. In ihm hat das Kind den treuesten, geduldigsten Spielkameraden, der sich sogar in den Dienst des infantilen Sadismus stellen läßt; das Kind fühlt sich kraft seiner geistigen Überlegenheit Herr über das Tier und hat weder Spott noch mürrische Zurückweisung, wie in der menschlichen Gesellschaft, zu befürchten; und selbst wenn die Geduld des Hundes erschöpft ist und er den Quälgeist unwillig abschüttelt, so glaubt das kleine Menschenkind doch noch an sein Herrenrecht über die unvernünftige Kreatur. Aus diesem Selbstgefühl entspringt zum Teil die innige Liebe der Kinder zu den Tieren. Die Aufzeichnungen Shinns zeigen, daß der Anschluß der Kleinen an die Tierwelt in unmittelbarem Zusammenhang mit dem kindlichen Masochismus steht; besonders dürfte die Vorliebe vieler Kinder für Katzen auf masochistische Neigung zurückzuführen sein. Shinn[1]) berichtet aus dem dritten Lebensjahre ihrer Nichte: »Gelegentlich steckte sie einmal ihre Hand nach einer in einem Gesträuche verborgenen Katze aus, drehte sich dann um und rief mir zu: ‚Tätzchen tun tatzen mir leines bischen!‘ dann drang sie von neuem in das Gebüsch. Als ich in ihre Nähe kam, blickte sie auf und fügte hinzu: ‚Tätzchen tun tatz mir nochmal!‘ Dabei zeigte sie mir eine zweite und blutige Schramme an ihrem Finger. Auch bat sie zum drittenmal, die Katze fangen zu dürfen.« Da Kinder im all-

[1]) Shinn, l. c. pag. 223—224; 301.

gemeinen nach Ablauf des ersten Jahres größere Schmerzempfindlichkeit zeigen, die natürlich durch Mitleid seitens der Erwachsenen bedeutend verstärkt wird, so ist in dem angeführten Falle anzunehmen, daß die Lust das Schmerzgefühl überwog. Gleiche Erinnerungen betreffs Kratzwunden durch Katzen habe auch ich aus frühester Kindheit bewahrt. Bei Shinns Nichte zeigte sich im Spiele mit Tieren neben der masochistischen auch eine starke sadistische Neigung. Aus ihrem vierundzwanzigsten Monat berichtet Shinn, daß ein Hund, den die Kleine unaufhörlich quälte, sich aber auch von ihm beißen ließ, schließlich aus dem Hause geschafft werden mußte.

Tiere zu pflegen, zu nähren, ja gar eine junge Generation heranwachsen zu sehen, ist dem Kinde so lustvoll, daß seine Phantasie in Ermangelung lebender Tiere die gleiche Sorgfalt auf Spielereitiere aufwendet. »Wenn ich schon keinen lebenden Dackel haben kann, so kauf' mir wenigstens einen ausgestopften« (= Spielzeug), bat mein Neffe im Alter von vier Jahren seine Mutter. Die Tierpflege bedeutet dem Kinde ein Spiel, das seinem sexuellen Interesse, seiner Analerotik auf halbem Wege entgegenkommt. Gewisse Tiere, wie Raupen, Fliegen usw. scheinen allerdings als Opfer der kindlichen Grausamkeit bestimmt zu sein, vielleicht weil das Kind von frühester Jugend an diese verfolgt und verscheucht werden sieht, vielleicht weil ihm die Äußerungen des Ekels der Umgebung nachahmenswert erscheinen. Sicher aber ist die Tierquälerei in den ersten Lebensjahren keineswegs mit der richtigen Vorstellung eines Schmerzes oder gar mit der Absicht einer Schmerzzufügung verbunden. Das Fangen und Haschen, die Verhinderung der Bewegungsfreiheit des Tieres verursacht dem Kinde an sich dieselbe Lust, wie wenn Erwachsene mit ihm das Spiel treiben. Wo vorsätzliche Tierquälerei in frühjugendlichem Alter auftritt, liegen psychische Abnormitäten vor, die jenseits der Verantwortlichkeit des Individuums stehen.

Wie durch die Liebe zu den Tieren der unbewußte Grausamkeitstrieb sich allmählich in Mitleid wandelt, ohne

deshalb ganz zu schwinden, so keimt auf dem Boden der Zuneigung zu Eltern und Geschwistern aus einer Wurzel mit dem Neid die Freigebigkeit und Mitfreude, neben der Unersättlichkeit an Liebe die Dankbarkeit. Sie ist beim kleinen Kinde nicht wie beim Erwachsenen »Anhoffnung neuer Wohltaten«, sondern dort, wo sie sich in Gebärden und Worten äußert, ist sie der spontane Ausdruck eines echten, warmen Gefühls. E. u. G. Scupin[1]) berichten aus dem fünften Lebensjahre ihres Söhnchens: »Bubi beginnt hier und da Beweise von Dankbarkeit zu liefern; denn als Dankbarkeit fassen wir es auf, wenn das Kind, nachdem die Mutter ihm Geschichten erzählte, ihr plötzlich ein Spielzeug bringt und: ‚Weil du mir so was Schönes erzählt hast, Mamale, schenk ich dir auch das.‘ Ein drastischeres Beispiel erlebte die Mutter heute. Er hörte, wie diese bedauernd zu der Köchin sagte, daß ihr noch eine Kleinigkeit geriebene Semmel fehle. Obwohl Bubi schon ermüdet vom Reiben ausruhte, sprang er entschlossen von seinem Sitze, holte Semmel und Reibeisen und begann von neuem zu reiben. Die Mutter wollte ihm das Reibeisen wegnehmen und sagte, er solle sich lieber ausruhen, aber Bubi wehrte liebevoll ab: ‚Nein, Mamale, weil du so gut zu mir warst, wie ich ein Pappekindel war, da reib' ich dir jetzt dafür auch Semmel‘.« Als Frau Scupin ihrem Jungen in seinem sechsten Jahre die ersten Aufschlüsse über sein Werden im Mutterleibe gegeben und wie sie ihn mit Schmerzen geboren, »drückte sich dieser eng an sie und hatte einen feuchten Schimmer im Auge; plötzlich sprang er mit dem Rufe: ‚Jetzt bau ich aber eine schöne Brücke, daß du dich freust!‘ davon und holte die Bauklötze«. Und ein anderes Gespräch voll kindlicher Liebe und Dankbarkeit vermeldet das Ende des sechsten Jahres. Zur Schlafenszeit, der Stunde, zu der auch mein vierjähriger Neffe nach seinem eigenen Ausspruche »immer so zärtlich« wurde, gesteht der kleine Scupin nach langem Zögern seiner Mutter ein Herzensgeheimnis: »Ich hab den lieben Gott gebetet, daß

[1]) Scupin, l. c. II. pag. 151, 213, 217.

ich Euch immer gut sein will, und daß dir das Christkind noch vielere und schönere Spielsachen bringt wie mir, — was du gern hast, weißt du?« Solche Geständnisse voll Zärtlichkeit und Liebe haben nichts gemein mit dem einstudierten Dank größerer Kinder; sie kommen aus der Tiefe des unverdorbenen Kinderherzens, in dem knapp neben der Liebe auch der Haß wohnt. Eine feine Unterscheidung zwischen der Liebe aus Dankbarkeit und der aus verwandtschaftlicher Pflicht liegt in den Worten des kleinen Max: Von einem Besuche befragt, welches Glied der Familie er am liebsten habe, erwidert er: »Die Mutti hab' ich am liebsten, weil sie zu mir sagt: ‚Du bist mein Schatz.' Dann kommt die Tante Hermine, weil sie mir so viele Modellierbögen klebt und Zuckerln gibt; und dann kommt die Tante Mina (seine Großtante); die hab' ich auch gern — (nach einer Pause), na, weil sie halt meine Tante ist.«

Unter dem Einflusse der notwendigen und mehr noch der überflüssigen Maßnahmen der Erziehung geht ein guter Teil der Ursprünglichkeit verloren, welche das Wesen des Kindes auszeichnet und wohltuend unterscheidet von den unwahren Formen unseres konventionellen Kulturlebens. Je mehr von der infantilen Originalität den Forderungen der Erziehung zum Opfer fällt, je mehr von der Eigenart des unverfälschten Naturmenschen aufzugeben das Kind gezwungen wird, desto verhüllter wird sein Mienenspiel, desto öfter macht die Verlegenheit, die plumpe Schwester der Scham, sein Benehmen unsicher; das Kind verliert unter der strengen Herrschaft der Scham das Beste, was ihm die Natur verliehen, die Spontaneität des Fühlens, Denkens und Handelns. Man wird einwenden, zwischen gänzlicher Ungebundenheit und automatenhafter Einschränkung liege ein weiter Spielraum, in dem das Kind bei allmählicher Gewöhnung an Sitte und Herkommen noch reichlich Gelegenheit finde zur freien Entfaltung seines Willens. Dies stimmt nur zum Teil. Wir sind noch weit entfernt von jenem Erziehungsideal, das nach Schaffung glücklicher Vollmenschen strebt. Und es bleibt so lange ein unerreichbares Phantom, so lange man der kind-

lichen Seele eine Unterdrückungsarbeit aufbürdet, die weit über ihre Kraft geht. Wir fordern heute das Kind noch viel zu oft auf, »sich zu schämen«, wo sein Gefühl und Sinn keine Ursache zur Scham findet; das kleine Kind kennt weder Schamhaftigkeit noch Schamlosigkeit und das künstliche Züchten der ersteren rächt sich durch frühzeitige Verstellung. Compayré bezeichnet das Schamgefühl als eine Art geheimen Instinkts, der von selbst nach Ausdruck ringt und sogar bei Idioten zu finden ist. Durch die vorzeitige Erweckung desselben, d. h. durch Unterdrückung der sexuellen Regungen der Kinderseele — dies ist ja das Ziel dieser Bestrebungen — erstickt das innere Werden in dem Wuste von Geboten und Verboten, die dem naiven Denken des Kindes so oft unentwirrbare Rätsel aufgeben. Abgesehen von den heterogenen Einflüssen seitens der Mitglieder der Familie, liegen ja in gewissen Thesen der Schicklichkeit — die sich so gern als »Sittlichkeit« ausgibt — so viele Widersprüche, daß sie dem intelligenten Kinde nicht entgehen können. Und da Prügel zwar momentane Unterwerfung zur Folge haben, nicht aber im stande sind, die Ungereimtheiten zu klären, so wird das Kind aus der Strafe seine Konsequenzen ziehen: gehorchen, ohne deshalb den verpönten Gedanken und Wünschen zu entsagen. Ihr Schicksal kann ein zweifaches sein: entweder harren sie ewig lauernd des geeigneten Augenblickes, um ungestüm hervorzubrechen, oder sie kehren sich allmählich in ihr Widerspiel, ohne daß je der Unterton der ursprünglichen Wertung schwände. Grausamkeit wandelt sich in übertriebenes Mitleid für den Mißhandelten, in ausgesprochene Rachsucht gegen den Täter. So sieht man Personen, die als Kinder nicht anstanden, Tiere zu quälen, bleich werden vor Aufregung und Zorn, sobald sie Zeuge einer solchen Szene sind; die stets wiederkehrende Phrase, dem Tierquäler sollte gleiches Leid widerfahren, ist trotz seiner scheinbaren Berechtigung charakteristisch für den unterdrückten, aber doch lebendigen Grausamkeitstrieb des Betreffenden. Die Kehrseite zum infantilen Neid ist eine Freigebigkeit, die wohl darauf achtet, genügend gewürdigt zu werden. Kindliche Phanta-

stereien, die sich kaum mehr von der Lüge unterscheiden, rufen eine fanatische Wahrheitsliebe hervor, die nach meiner Meinung allerdings eine zweite und starke Wurzel in dem kindlichen Verlangen hat, durch eigene vollständige Aufrichtigkeit auch die der Umgebung, natürlich in bezug auf sexuelle Dinge, zu erzwingen. Beide Motive scheinen dem Wahrheitsfanatismus des kleinen Günter Stern[1]) zu Grunde zu liegen; das Tagebuch meldet, wie er kurz nach der Geburt des Schwesterchens seiner Phantasie freien Lauf ließ im Ersinnen von Familienszenen, welch nachhaltigen Eindruck das Wochenbett der Mutter in seinem Gedächtnis hinterließ und mit welchem Interesse er die Pflege des Säuglings beobachtete. Um so stärker entwickelt sich diese Überkompensation, je heftiger die primäre Regung gewesen. All diese scheinbaren Wandlungen verbotener Gelüste in ihr Gegenteil sind im Kindesalter mehr oder minder bewußte Verstellung. Da die sogenannten »schlechten Eigenschaften« demKinde, dem dasVerständnis für ein moralisches Handeln und damit auch die innere Befriedigung darüber noch fehlt, weit mehr Lustgewinn verheißen als das »Bravsein«, selbst wenn auch der Lust eine Strafe folgt, so wird, so lange es Kinder gibt, stets das böse Element den Sieg über das gute davontragen, zumal gewisse Strafen, wie Prügel, Eingesperrtwerden, sogar in dunklem Raum, nicht ohne Lustbetonung sind. Gewiß tun Schläge weh, aber die psychoanalytische Forschung hat nachgewiesen, daß sie, bei besonders Disponierten, auf gewisse erogene Zonen appliziert, libidinöse Gefühle auslösen; endlich ist nicht zu übersehen, daß die masochistische Veranlagung vieler Kinder geradezu ein Schwelgen im Erdulden von Strafen und in dem so häufig verlangten Akte des »Um-Verzeihung-Bittens« bedingt. Ein fünfjähriger Knabe, der von seinem Vater oftmals derb gezüchtigt wurde, gestand: »Das Hauen tut mir sehr weh; aber wenn dann der Papa wieder gut ist, weil ich um Verzeihung gebeten habe, da möchte ich den Abend gar nicht schlafen gehen, so froh bin ich.« Häufig tritt auch die

[1]) C. u. W. Stern, Erinnerung, Aussage u. Lüge . . . pag. 122.

autosadistische Komponente in Form eines scheinbaren Gerechtigkeitsgefühls in Aktion; so stellt sich der kleine Scupin, wenn er sich eines kleinen Vergehens schuldig fühlt, freiwillig in die Ecke — vielleicht auch, um die Mutter zu entwaffnen. Bei vorherrschendem Sadismus ist offenkundiger Trotz die Reaktion gegen Strafen, der dem Kinde eine Versöhnungsbitte zum schwersten Opfer gestaltet.

Die Verstellung wird zur Heuchelei, wenn das Kind mit Vorsatz Gefühle zeigt, deren Gegenteil es empfindet; sie findet sich dank der Naivität der ersten Jahre in dieser Zeit selten; um so peinlicher berührt sie, wo sie auftritt: Ein vierjähriges Mädchen spielte mit einem jungen Kätzchen anscheinend liebevoll, streichelte es und gab ihm Kosenamen; sowie es sich unbeobachtet glaubte, kniff es das Tierchen in den Schwanz. Darüber zur Rede gestellt, erklärt es: »Ich kann doch Katzen eigentlich nicht leiden.« Ein fünfjähriger Knabe, der zu seiner Großmutter äußerst zärtlich tat, streckte im Augenblicke, da sie sich umwandte, die Zunge gegen sie heraus. Hier löste Begehrlichkeit nach Naschwerk und Ärger über die Erfolglosigkeit der aufgewendeten Zärtlichkeit den Verstellungs-, respektive Racheakt aus.

Während im späteren Kindesalter die Verstellung oft abschreckend raffiniert geübt wird, entlarvt das kleine Kind schon im nächsten Augenblicke selber sein Vergehen. Als wichtige Quelle der infantilen Heuchelei müssen wir von den Fällen, in denen Egoismus die Triebfeder angeblicher Zärtlichkeit ist, die Nötigung der Erwachsenen bezeichnen, die das Kind zu Liebesbezeigungen auffordern, wo der innere Drang fehlt. Nicht immer findet das Unbewußte eine so feine Lösung, wie das eines dreijährigen Mädchens, welches in einer Damengesellschaft aufgefordert wird, derjenigen Dame, die ihm am besten gefiele, ein Sträußchen zu überreichen; nach kurzem Zögern entschied die Kleine: »Ich geb's — mein' Papa!« Fängt der kindliche Verstand an, die unwahren Formen unseres gesellschaftlichen Lebens zu begreifen, so ergeben sich zwei Möglichkeiten: das enfant terrible, das durch seine Wahrheitsliebe die Erwachsenen beständig in die peinlichste

Verlegenheit bringt, oder das Kind, das um äußerer Vorteile willen die Verstellungskunst selbst bald fleißig übt.

Die Verstellung schließt so viel absichtliche Erwägung in sich, daß wir kaum irre gehen, dort, wo sie auftritt, uns eines lügnerischen Hanges zu gewärtigen. Den umgekehrten Schluß zu ziehen, wäre weit gefehlt. Was der Laie beim Kinde Lüge nennt, hat häufig nichts zu tun mit vorsätzlicher Umwahrheit, sondern entspringt entweder mangelhaftem Verständnisse, unzureichendem Gedächtnisse oder allzu üppiger Phantasietätigkeit. Die kinderpsychologische Forschung hat die Erkenntnis gewonnen, daß die Lüge bei Kindern unter vier Jahren in der Regel nicht vorkommt.

Wir sehen heute in den bewußt unwahren Angaben eines kleinen Kindes, bei denen das ganze Persönchen vor Schelmerei zappelt, daß es ihm gelungen, Erwachsene zu hänseln, keine Lüge. Meines Erachtens ist auch die so häufige Vorgabe eines körperlichen Bedürfnisses, eines Unwohlseins, wodurch nichts anderes als erhöhte Aufmerksamkeit und Liebe der Erwachsenen gefordert wird, weit entfernt von absichtlicher Lüge oder gar »offenkundiger Nichtsnutzigkeit«, welche Tendenz Marcinowski[1]) bei einem dreijährigen hysterischen Mädchen angibt, das, wegen doppelseitiger Hüftgelenksverrenkung in schweren Gipsverbänden liegend, aus »langer Weile und offenkundiger Nichtsnutzigkeit bei den unpassendsten Gelegenheiten auf den Eimer gehalten zu werden verlangt, was keineswegs leicht war«. In der Bemerkung des Autors, »der durchtriebene kleine Racker stellte alle möglichen Dinge an, um unliebsame Lagen abzukürzen oder seine Umgebung zu tyrannisieren«, ist das wahre Motiv des kranken Kindes, unersättliches Zärtlichkeitsverlangen, klar ausgedrückt. Auch bei Sterns[2]) jüngstem Töchterchen Eva scheinen mir weit eher Gefühle als Gedankenassoziationen die auslösende Ursache

[1]) Marcinowski, Zur Frage der Lüge bei Kindern unter vier Jahren, Zeitschrift f. päd. Psych. VIII, pa. 201—205, 1905.

[2]) C. a. W. Stern, Erinnerung, Aussage und Lüge in der ersten Kindheit, pag. 115.

für die unrichtigen Beschuldigungen des Bruders zu sein. Stern schreibt: »Unsere Eva schob (eins; elf) jeden Defekt, der irgendwo bemerkt wurde, auf Günter«, aus rein assoziativen Gründen, wie Stern meint, weil sie oft gehört, Günter sei der Urheber kleiner Schäden. Nach den Ansichten Freuds über das Verhältnis der Geschwister dürfte bei solchen Anklagen kaum eine unbewußte feindliche Regung gegen den Bruder gefehlt haben.

Man hat versucht, die Kinderlügen nach ihren psychologischen Wurzeln in Gruppen zu sondern, deren Zahl mir zu groß erscheint. Ich glaube, man könnte sie scheiden in solche, die sich auf die Person des Kindes, und solche, die sich auf fremde Personen beziehen, Subjekt- und Objektlügen. Die Subjekt- oder Ich-Lüge, in deren Gebiet auch die von Stanley Hall als egoistische Lügen bezeichneten sich einfügen, entspringen den Ich-Trieben und zum Teil dem Sexualtriebe; denn ich rechne hieher auch die unwahren Beschuldigungen eines Sittlichkeitsvergehens anderer an der eigenen Person, weil bei solchen das eigene Ich im Vordergrund steht, während eine Schädigung des Beschuldigten ursprünglich häufig überhaupt nicht beabsichtigt war.

Unter den Lügen im vorschulpflichtigen Alter nehmen die aus Großmannssucht und die Notlügen die erste Stelle ein; jene sind in der Regel das Produkt einer ungehemmten Eigenliebe und einer leidenschaftlichen Zuneigung zu den Eltern. Die Sucht, vor anderen etwas voraus zu haben, sie an Stärke, Schönheit, Reichtum, vornehmer Herkunft zu überragen, ist im Grunde nichts anderes, als ein Sichhervortun auf sexuellem Gebiete, soweit es für die betreffende Lebensstufe in Betracht kommt. Da dem kleinen Kind, wie wir sahen, Ernährungs- und Verdauungsprozeß sowie Muskelübungen wichtige Quellen von Lustgefühlen sind, so drehen sich seine Prahlereien mit Vorliebe um unmögliche Leistungen auf diesen Gebieten. Und aus dem erotischen Verhältnis zu seinen Eltern stammen die Renommistereien über Familie und Hausbrauch. Weil aber jedes Kind sein eigenes Elternhaus durch die schön färbenden Gläser der Erotik betrachtet, darum

sind ihm derartige Prahlereien anderer besonders verhaßt. Weit weniger unangenehm fühlt es sich durch die Notlüge eines Altersgenossen berührt, solange es nicht dadurch in die Sphäre einer Schuld gezogen wird, denn ihm erscheint es natürlich und selbstverständlich, sich einer drohenden Strafe auf die bestmögliche Weise zu entziehen. Und sicher ist die Notlüge, in Berücksichtigung ihrer psychologischen Wurzel, der Furcht, die entschuldbarste; ja, für ihr Auftreten ist in der Regel viel mehr eine durch übermäßige Strenge verfehlte Erziehung als die Kinderseele verantwortlich zu machen.

Eine mit aller Überlegung gesprochene Lüge kommt in der frühen Jugend selten und dann nur aus Neid und Rachsucht, also aus egoistischen Motiven zu stande. Die tiefe Kränkung, als welche das Kind wahre oder eingebildete Bevorzugung eines anderen empfindet, verleitet es dazu, den glücklicheren Konkurrenten durch Klatschereien und endlich durch unwahre Angaben aus seiner beneideten Stellung zu drängen. Nicht selten ist dabei der starke imitative Hang der infantilen Seele in Rechnung zu ziehen. Nichts spornt das Kind mehr an, sich bei seinen Mitteilungen ins Unwahre zu verlieren, als ein Ausfragen der Erwachsenen, dessen Ziel dem Kinde leicht erkennbar ist, z. B. den Urheber einer kleinen Missetat zu erforschen usw. Die große Wichtigkeit, die in solchem Verhör der kleinen Person des Befragten zu teil wird, bestärkt es im freiesten Spiel der Phantasie. Hieher zählen auch die lügenhaften Aussagen der Kinder gegen Dienstpersonen. An dem Tone der elterlichen Fragen erkennt der infantile Geist bald, daß von der Antwort Wohl und Weh der betreffenden abhängt. Und der Wunsch, sich von einer mißliebigen frei zu machen, trübt die Erinnerung an den wahren Sachverhalt und fälscht, dem Kinde in seinem Affekt kaum bewußt, die Aussage.

Nicht allein die Lüge, sondern, wie ich an früherer Stelle schon berührte, die meisten Kinderfehler wurzeln zumindest mit einer Faser im erotisch-sexuellen Empfinden. Ja, es ist nicht zu weit gegangen, wenn wir die Basis alles »Bösen« am Kinde in seinem und seiner Umgebung sexuellen Leben

suchen. Während Neid, Gehässigkeit, ein gedrücktes, scheues Wesen besonders dort am üppigsten in die Halme schießen, wo der Boden brach liegt an Liebe seitens der Umgebung, an Zärtlichkeit, die der Kindheit sonnigstes Glück ist, wird durch ein Übermaß von Zuneigung, das leicht zur Schwäche wird, der Keim zu Überhebung und Unverträglichkeit gegen andere Kinder, zu Ungehorsam mit Zornesausbrüchen gegen die Erwachsenen gelegt. Den »Untugenden« der Kinder mit Erfolg zu begegnen, erfordert ein langes, liebevolles Studium der infantilen Seele, ein Rückschauen in die eigene Jugendzeit mit ihren frohen und trüben Stunden und vor allem den ehrlichen Willen, nicht die wichtigsten Motive aus dem Unbewußten zu übersehen. Wem diese Erkenntnis gereift ist, der wird die Forderung der modernen Reformbestrebungen auf pädagogischem Gebiete, »weniger zu erziehen und die Kindesseele frei sich entfalten zu lassen«, als den Weg erkennen, der allein ans Ziel führt: ein frohes, freies Geschlecht zu schaffen, das die morschen Schranken einer überlebten Zeit niederreißt.

VIII. Die Kunst im Leben des Kindes.

In dem Verhalten des Kindes gegen die Kunst lassen sich gewisse Stadien unterscheiden, in deren erstem sich ein gänzlicher Mangel an Interesse zeigt, während das zweite vorzugsweise passiven Charakter hat und zur Quelle und zum Begleiter des dritten, des aktiven, wird. Von der frühesten Jugend an, dem Augenblicke, da das Kind überhaupt auf Werke der Kunst und der Kunstfertigkeit reagiert, machen sich bestimmte Richtungslinien für den Geschmack bemerkbar, die in späterer Zeit beibehalten werden oder auch durch psychische Momente in ihr Gegenteil umschlagen. Was allen Kindern bei der Betrachtung von Kunst und Natur in den ersten Lebensjahren gemeinsam ist, ist das Herausheben von Details, indes die Wirkung des harmonischen Ganzen spurlos an ihnen vorübergeht. Dem Kinde bedeutet die herrlichste Landschaft als solche nichts; ein bunter Kiesel, ein Blatt, in die feurigen Herbstfarben getaucht, das erste Frühlingsblüm-

chen erfüllt die Kinderseele mit Entzücken, denn jene sind ihm willkommenes Spielzeug, dieses eine Liebesgabe für Vater oder Mutter. Die entzückendste Fernsicht hat ihm erst dann einen Reiz, wenn sie den Ausblick auf das väterliche Haus, den heimatlichen Kirchturm gewährt, wenn sie an früher Geschautes erinnert. In ähnlicher Weise reagiert das kleine Kind auf Malerei und Bildhauerkunst; es hebt einen bestimmten Eindruck heraus, der es an Selbsterlebtes mahnt, ihm Assoziationen wachruft, die weit ab von der Tendenz des Künstlers liegen. Das stark entwikkelte Persönlichkeitsgefühl des Kindes freut sich an der Darstellung der menschlichen Gestalt als seines Ebenbildes, es freut sich an der Blume, an dem Tier auf dem Bilde, die ihm vertraut sind. Lange Zeit bleibt dem kindlichen Verständnisse die Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und künstlerischer Darstellung unmöglich; sie zeigt sich deutlich in dem Erkennen der Personen auf Photographien. Dabei tritt der auffallende Umstand zu Tage, daß Personen der Umgebung auf Bildern früher und leichter erkannt werden als das eigene Ich. E. u. G. Scupin[1]) berichten aus dem 36. Monat ihres Knaben: »Die Photographien des Knaben kamen an; das Bildchen mit den beiden Hunden stellt ihn im Augenblicke höchster Erwartung dar. Bubi erkannte und benannte die beiden Hunde sofort richtig, sich selbst nannte er, trotz der sprechenden Ähnlichkeit, erst »ein Mäderle«, dann »ein Junge«, dann »die Lottel« und erst eine Viertelstunde später kam ihm die plötzliche Erleuchtung, daß das Bildchen wohl den »Bubi« darstellte. Noch im sechsten Jahre fragt der kleine Scupin, als ihm sein vor wenigen Tagen angefertigtes Lichtbild gezeigt wurde: »Ach, ein Junge, der baut! (und zögernd:) bin ich etwa das?«, indes er zu dieser Zeit längst schon ohne Schwierigkeit die Bilder von Vater und Mutter erkennt. Auch mein Neffe, im sechsten Jahre photographiert, blickte die Aufnahme unsicher und ziemlich verdutzt an: »So schau' ich aus?» Die Bedeu-

---

[1]) Scupin, l. c. I. pag. 205, II. pag. 160.

tung des Spiegelbildes für das Reifen der Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Irrealität wird in keiner Kinderstube unterschätzt. Man mißt das wachsende Verständnis des Kindes an seinem Verhalten gegen den Spiegel. Aber man schreibt dem Intellekt zu, was das Gemüt leistet: das Gefallen am eigenen Abbild, also Narzißmus, führt das Kind durch fortgesetzte Vergleiche des eigenen Ichs mit dem Bilde dazu, die Irrealität des letzteren zu begreifen. Erst dann, wenn es dieses Ziel auf dem Umwege über die eigene Person gefunden hat, erkennt es nach und nach Vater, Mutter, Geschwister auf Photographien, ohne diese neue Errungenschaft auf sich selbst auszudehnen. Ein dreijähriges Mädchen, das im Kreise von vier Geschwistern aufwuchs, wollte auf einem Familienbilde durchaus nicht sich selbst und den jüngsten Bruder, einen Säugling auf der Mutter Schoß, erkennen; es nannte diesen beständig »Dete, wie sie dlein war« (nämlich mit ihrem eigenen Namen Grete). Dazu ist zu bemerken, daß das Mädchen bei der photographischen Aufnahme sehr erzürnt war, nicht den Schoßplatz bei der Mutter einnehmen zu dürfen. Solche Beispiele zeigen klar, wie ein starker Affekt zum Hemmnis des Erkennungsaktes wird und die richtige Auffassung einer künstlerischen Darstellung beeinflußt.

Natürlich kann in dem frühjugendlichen Alter von einer ästhetischen Wertung nicht die Rede sein. Im allgemeinen zieht das Kind bunte farbige Bilder den einfärbigen vor, obwohl die Fälle, wo einfache Schattenrisse eine Bevorzugung erfahren, nicht selten sind. Hier dürfte neben den meist humoristischen Motiven die Erinnerung an die ersten Eindrücke des Schattenspiels an Wand und Fußboden mit seiner Beweglichkeit von Bedeutung sein; das Haschen nach dem Schatten wie nach den Sonnenreflexen in Alleen und im Walde ist auf einer gewissen Lebensstufe ein lustvolles Spiel, wie überhaupt derartige Kontrastwirkungen einen starken Einfluß auf die Kinderseele üben. Unter den Farben kommen den hellen, insbesondere dem Gelb eine bevorzugte Stellung zu, während die dunklen, Schwarz, Braun, häufig unter Anzeichen von Furcht oder Ekel abgelehnt werden. Auch gegen das Rot,

als Farbe des Blutes, das im kindlichen Vorstellungskreis mit Schmerz verknüpft ist, zeigen viele Kinder eine lebhafte Aversion. Häufig tritt in der Farbenauswahl eine plötzliche Änderung ein; so ist Kindern mit einemmal das vordem ausgezeichnete Gelb »ekelhaft« und wird sogar mit Braun identifiziert, selbst in Nüancen, bei denen keine Ähnlichkeit vorliegt. Daß so vielen Farben verschiedenster Art das Attribut »ekelhaft« zugesprochen wird, läßt vermuten, daß es sich hier um eine gemeinsame Beziehung handle. Gelegentliche Äußerungen der Kinder verraten sie uns: Ein dreijähriges Mädchen bezeichnet die braunen Tapeten eines Zimmers als »A-a-braune Wände« und lehnt es ab, vom Moste zu kosten mit den Worten: »Pfui, das trink' ich nicht; das ist ja Wiwi!« (Vgl. die Analogie seitens meines Neffen pag. 57.) Pérez hebt hervor, daß das Weiß als hellste Farbe sich der besonderen Vorliebe der Kinder erfreut. Vielleicht ist hinzuzufügen, nicht um der Helligkeit willen allein, sondern für viele als Farbe der Kissen, in denen das Kind wohlige Stunden seines jungen Daseins verbringt.

Ist das Auffassungsvermögen des Kindes so weit entwickelt, daß ihm Bilderbücher ein nachhaltiges Vergnügen bereiten, so zeigen sich bald bezüglich des dargestellten Inhalts auffallende Unterschiede in der Geschmacksrichtung. Wenn auch im allgemeinen Personen- und Tiergruppen der Darstellung lebloser Dinge vorgezogen werden, so gibt es doch ausgesprochene Tierfreunde neben Bewunderern häuslicher Szenen. Ein Kind liebt eine möglichst große Menge von Personen, das andere, eine starke Individualität, Einzelmotive. In den Augen der meisten Kinder ist die Symmetrie ein besonderer Vorzug. E. u. G. Scupin[1]) heben die Vorliebe ihres Söhnchens für die paarige Anordnung der Dinge hervor; Gleiches habe ich an vielen anderen Kindern wahrgenommen und erinnere mich dessen auch aus meiner eigenen Jugend. Diese Tatsache dürfte mit ihren Wurzeln bis in die Säuglingszeit zurückreichen, wo sich dem Kinde in den beiden Brüsten die Paarigkeit zuerst lustvoll aufdrängte: es müßte freilich zur Bestätigung dieser Ansicht nachgewiesen werden,

daß sich der Sinn für Symmetrie bei Brustkindern deutlicher zeigt als bei künstlich ernährten; die symmetrische Anordnung gewisser anderer Körperteile würde dann die in der ersten Lebenszeit begründete Vorliebe nur verstärken. Sie als eine Form der Pedanterie aus der verdrängten Analerotik stammend aufzufassen, halte ich nicht für zutreffend, da die Freude an der Symmetrie schon zu einem Zeitpunkte auftritt, in dem die Analerotik noch keine Unterdrückung erfahren hat. Solchen Kindern, die übrigens häufig frühzeitig eine gute rechnerische Veranlagung bekunden, bereitet die regelmäßige Anordnung von Punkten, Sternen usw. großes Vergnügen und ihr liebstes Spiel besteht im mühevollen Legen zierlicher Sterne und Figuren aus bunten Täfelchen, wie die Mosaikspiele sie enthalten. Sie formen gern ein Muster mehrmals, ordnen es in Felder und freuen sich an dem stummen Rhythmus, der in der Wiederholung von Form und Farbe liegt.

Die schöpferische Phantasie läßt das Kind sich nicht genügen an der Zahl der Dinge, die ihm die Kunst zum Spielzeug bietet. Sowie die kleinen Finger geschickt genug sind, dem Fluge der Gedanken zu folgen, formt, schneidet und baut es sich selber die Dinge, nachahmend und frei erfindend. Bedingen auch Geschlecht und spezielle Veranlagung eine verschiedene Auswahl des Gebietes, auf dem sich die erste Kunstfertigkeit des Kindes übt, so werden doch gewisse Betätigungen des Schaffenstriebes von allen gleichmäßig bevorzugt, es ist das Formen aus irgend welcher knetbaren Masse; denn bei der Benützung dieses Materials kann das Kind nicht nur die bizarrsten Forderungen seiner Phantasie erfüllen, sondern auch am harmlosesten seine koprophilen Gelüste ausleben. Ein Knabe von drei Jahren verwendete sein Plastilinspiel ausschließlich, um »Haufi« zu formen, die er der Größe gemäß den Personen seiner Umgebung und Tieren zuschrieb. Und was bedeutet das häufige Ende des Spieles mit Knetmasse, Kameraden und Geschwister mit ihr zu bewerfen, anderes als Wünsche, deren analerotischer Charakter, selbst wenn begleitende Worte fehlen, deutlich aus dem tollen Gelächter spricht?

Frühzeitig beginnt das Kind, sein intensives Interesse am menschlichen Körper im Dienste seiner kleinen zeichnerischen und formenden Schöpfungen zu verwerten. Wenn auch zu dieser Zeit nicht mehr der Rumpf, sondern bereits der Kopf als wichtigster Teil des Leibes gilt, so wird jenem auf Kinderzeichnungen doch stets ein übermäßig großer Raum zugewiesen. Da der kindlichen Auffassung die Darstellung der Vorderansicht lange Zeit die einzig mögliche ist, fallen Magen und Bauch — in Ermangelung der Kehrseite — im Verhältnis zu den Extremitäten ungeheuer groß aus. Daß dieser Mangel an richtiger Proportion in einer Überbewertung gewisser Körperteile begründet ist, beweisen Fragen, wie sie mein Neffe in seinem fünften Jahre stellte: »Wie muß ich denn eigentlich den Mann zeichnen, damit man seinen Popo sieht?« und ein sechsjähriges Mädchen: »Mama, zeichne mir die Frau von hinten und vorn zugleich!« Belehrt, daß dies unmöglich sei, fügt sie selbst in der Zeichnung an der Stelle des Bauches zwei Bogenlinien ein, mit der Bemerkung: »So, das ist der Popo, die Frau ist jetzt ausgezogen (= nackt).« Ein anderer kleiner Junge, der täglich dem Säugen des Schwesterchens beiwohnte, wollte durchaus auf dem Bilde der Mama deren »Bubu« (= Brüste) ersichtlich machen. Freud berichtet in der »Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben«,[1]) daß derselbe beim Zeichnen einer Giraffe sich nicht eher zufrieden gibt, als bis er die väterliche Zeichnung durch Anbringung des Sexualorgans in Form eines langen Strichs vervollständigt hatte. Zeichnen Kinder Häuser, so fehlt selten das Klosett, gewöhnlich nur durch einen Kreis symbolisiert. Man wird entrüstet einwenden, es werden — Gott sei Dank — auch »harmlose« Motive zum Zeichnen und Formen gewählt, wie dies aus den zahlreichen Sammlungen erster Versuche von Kinderhand ersichtlich ist. Hier gilt zunächst leider auch, was ich von der Beobachtung der Kinderseele im allgemeinen sagte; man unterdrückt die ersten Ansätze. Zweitens aber vergißt man, daß das Kind

[1]) Jahrbuch f. psychoanalyt. psychopathol. Forschung. I. Band.

unbewußt die Sprache des Symbols spricht, in der Zeichnung so gut wie im Traume. Auch von meinem Neffen, der sich in diesen Blättern einen solch schlechten Ruf geschaffen, stammen »ganz anständige« Zeichenblätter: Eisenbahnzüge ohne Klosett mit riesigem Rauchfang und einer Unmasse entströmenden Rauchs, Straßenlaternen mit Laternenanzünder und Leiter, wie er sie in Bilderbüchern gesehen, Käfer und Schmetterlinge ohne sexuelle Verzierung; er formt »Bonzen« aus Teig mit Perlenaugen, ohne bewußt an »Anstößiges« zu denken, aber läßt dem »Bonzen« die Zunge weit heraushängen oder steckt ihm einen für dessen Größe viel zu langen und zu dicken Stock unter den Arm, Symbole, die uns aus der Traumanalyse wohlbekannt sind. Der kleine Scupin, dem in seinem sechsten Jahre das sexuelle Problem viel Kopfzerbrechen macht, vereinigt die ihm am wichtigsten scheinenden Lebensfunktionen, Ernährung und Fortpflanzung, im Bilde eines Huhns, aus dessen drei Därmen Eier kommen. Es wäre ein lohnenswertes Unternehmen, die Werke[1]) über die Entwicklung des Zeichnens bei Kindern, im Lichte der psychosexuellen Forschung zu prüfen. Ein solcher Versuch würde uns das Kind nicht »schlechter« erscheinen lassen, aber seine seelischen Vorgänge besser verstehen lehren.

Ein eigentümlicher Zug der Kinderseele ist das Mitleid mit den aus Papier, Karton oder aus Masse geformten menschlichen und tierischen Figuren. Wehe, wenn Vater oder Mutter beim letzten Handanlegen Arm oder Bein der »schönen Kunstfigur« verkürzen.[2]) Solche Verstümmelungen von fremder Hand regen das Kind deshalb so intensiv auf, weil es in der zu geringen Aufmerksamkeit des Erwachsenen bei der Arbeit einen Mangel an Liebe gegen sich selbst erblickt. Sein scheinbares Mitgefühl schwindet denn auch in dem Augenblicke, da es der armen Figur Arme und Beine ausreißt und sie schließlich zerknüllt in den Winkel schleudert.

[1]) Corrado Ricci, L'Arte dei Bambini, Pérez, L'Art et la Poesie chez l'Enfant, Levinstein, Kinderzeichnungen bis zum vierzehnten Lebensjahre, u. a.

[2]) Preyer, l. c. pag. 99.

Märchenwelt und Wirklichkeit verschmelzen für die Kindesseele zu einem bunten, schillernden Gewebe, in dem einzelne Fäden so kräftig sind, daß sie dem Ganzen einen bestimmten Farbenton, ein gewisses Gepräge verleihen. Es sind die, welche aus den intensivsten Interessen des Kindes stammen, und sie werden zu Leitmotiven für die dichterische Tätigkeit der kindlichen Psyche. Die Phantasiegespräche mit Tieren und Spielsachen, mit dem Freunde aller Kinder, dem Mond, sind ihre Vorstufe. Daß sie dem Gemütsleben, ja direkt dem Liebesbedürfnisse entsprießen, zeigt die zärtliche Note, die diesen Monologen in der Regel anhaftet. Am Ende seines zweiten Lebensjahres redete mein Neffe jeden Abend den Mond an: »Lieber Mond, komm' hejunter zu mir! Ich hab' dich so gern. Wa'um kommst du nicht? Ist zu weit? Ich muß jetz' schlaf'n gehn; leb wohl, lieber Mond!« Solche Zwiesprache mit dem Nachtgestirn ist ein erstes »Singen und Sagen« der Kinderseele, sie hat nichts gemein mit dem bloßen Interesse an den Mondesphasen, denn sie stammt nicht aus dem Verstandes-, sondern dem Gefühlsleben. Daß sich die ersten selbsterfundenen Geschichten dem Milieu des Elternhauses anpassen, ist selbstverständlich. Sterns[1]) Söhnchen ergötzte in seinem dritten Jahre die Eltern durch folgende Schöpfung seiner Phantasie, während er dem Säugen seines Schwesterchens Eva beiwohnte: »muttsen, angucke. — und de eva hat angeguckt die muttsen. — und die eva hat nich erufen, die eva hat leise elafen, e bischen wust (Wurst) eëssen die eva — abendbrot und schinken wieder drauf. aufeëssen und die eva elafen — sofa nich, und (= sondern!) im wagen die eva elaft — und e himmel aufeguckt e eva (er sieht dabei zur Zimmerdecke) und de eva ebaut im wagen — kann das! eva (bekräftigt er, auf unsere erstaunten Blicke) und de eva hat vater rufen — vater, mutter hilde, günter, hester (Schwester), mieze. — und die eva hat ewiß — — ja, ja?? (wir: was hat sie denn gemacht?) Günter: nissts: fettig die eschichte.« Was soll denn die kleine Eva nach all diesen

[1]) C. u. W. Stern, Kindersprache, pag. 108.

Anstrengungen anderes gemacht haben, als das Bettchen genäßt? Aber der kleine Schelm übt unbewußt das Recht der großen Poeten, ihre Dichtung ausklingen zu lassen, ohne dem Leser den Ausgang der Ereignisse zu künden. Er tut es vielleicht, weil er den Gedanken, daß die kleine Missetäterin Strafe verdient, insgeheim weiterspinnt, oder weil er sich beim Erzählen mit dem Schwesterchen identifiziert (er kann bauen!) und ihm nun die drohende Gefahr einer Strafe nicht recht paßt.

Natürlich spielt in den erdichteten Geschichten der Kinder ihre eigene Person eine wichtige Rolle; ihr Autoerotismus läßt sie in naiver Verschmelzung mit Märchengestalten Wundertaten an Kraft und Furchtlosigkeit vollbringen, und sie ersinnen Situationen, in welchen sie sich mit den Tugenden brüsten, die ihnen im Leben am meisten mangeln. Aus den Erzählungen der Knaben spricht aber auch in der Regel eine ungebändigte Reise- und Abenteuerlust, die nicht allein der Sehnsucht nach der unbekannten Ferne, i. e. den sexuellen Geheimnissen entspringt, sondern auch als eine Art Wortsadismus gegen die Eltern aufzufassen ist; hört doch der ungebärdige Junge allzu oft die Drohung: »Wenn du nicht brav bist, so schnüren wir dir dein Ränzel und schicken dich fort!« Solche Worte empfindet das trotz aller Wildheit weiche Kindergemüt als Lieblosigkeit und es spielt nun seinerseits »die Sehnsucht fortzuwandern« als Reaktion aus. Diese Gedankengänge und Gefühle bleiben natürlich dem kleinen Kinde verborgen, aber sie reifen in ihm seltsame Geschichten von Abenteuern und Reiseerlebnissen. Am Ende des sechsten Jahres erzählte mein Neffe ein Selbsterdachtes von »Daumsbau, dem Lochbohrer«, »wie er mit einer Hacke aus Eis (!) sich in die Erde einbohre, tiefer und immer tiefer, bis zum Mittelpunkt der Erde, wo alles dunkel und warm ist, und weiter, bis er an der Gegenseite (!) der Erde, am Nordpol wieder herauskäme; und dazu brauche Daumsbau nur zwei oder drei Tage, weil er die feste Hacke aus Eis habe, mit der er die Erde leicht aufhauen könne.« Die Psychoanalyse erkennt in solchen Phantasieprodukten

Mutterleibsphantasien, dunkle Erinnerungen an den Urzustand des Fötus. Bei der stark analerotischen Veranlagung des Jungen ist anzunehmen, daß dieses Interesse die Stelle schuf, wie Daumsbau an der Gegenseite der Erde (= Kehrseite) am Nordpol wieder herauskommt. Vorstellungen über den Sexualakt, den er bei Tieren mit größter Aufmerksamkeit beobachtet, mögen den Anlaß zum Schlußgedanken der Geschichte gegeben haben.

Der lustvolle Eindruck des Rhythmus, wie er sich beim gleichförmigen Auf- und Abschaukeln des Säuglings, beim monotonen Klange der Wiegenlieder schon in den ersten Monaten zeigt, hinterläßt in der Kinderseele Erinnerungsspuren, die zum Fundament des Wohlgefallens an der Musik werden, wenn nicht andere psychische Erlebnisse hindernd eingreifen. Aus der allgemeinen Beobachtung geht hervor, daß die meisten Kinder in frühen Jugendjahren lustvoll auf Musik und Reim reagieren, und zwar um so lustvoller, je einfacher die Melodie eines Liedes ist, d. h. aber je kräftiger der Rhythmus zum Ohre des Kindes dringt. Es wiederholt sich hier ein Stück Entwicklungsgeschichte der Menschheit im Kleinen. Der Wilde begnügt sich mit wenigen Tönen, die er bis zur physischen Erschöpfung oder Raserei wiederholt, und ebenso wird das Kind — wie wir schon bei Besprechung der Echolalie erfuhren — nicht müde, die einmal bevorzugte Weise immer von neuem hören und üben zu wollen. So sang mein Neffe im Alter von vier bis fünf Jahren längere Zeit bei jeder Beschäftigung ein monotones »Tili — tili — tü tü tü«, das seine Umgebung zur Verzweiflung brachte. Ich habe schon früher auf die Bedeutung der Schleimhaut- und Muskelerotik für die Echolalie und den Rhythmus hingewiesen und ich glaube, daß die sexuell-erotische Betonung desselben das Kind zu seiner ersten reimenden Tätigkeit führt. Es »verliebt« sich in den Wohlklang seiner Stimme und schwelgt, ohne es zu wissen, im Hochgefühl des schaffenden Poeten. Das Wohlgefallen am Reim zeigt sich in der Regel schon früh; der kleine Scupin[1]) improvisiert

[1]) Scupin, l. c. II. pag. 85.

visiert zu Ende des vierten Jahres neue Verse, sobald sein Gedächtnisvorrat erschöpft ist; es sind »allerhand sinnlose Wortbildungen; doch ist dabei ein unverkennbares Bestreben zu bemerken, die Endsilben annähernd gleichklingend zu machen, also: »esse küsse rege = diena musse nege = holla tschingda dimda = eier kusse eimda . . . u. dgl. Unsinn mehr.« Wenn der Erwachsene im stande wäre, sich in die kindlichen Gedankengänge zu versetzen, so würde sich wahrscheinlich ein guter Sinn solcher Silbenketten ergeben. Im fünften Jahre zeigt sich ein deutlicher Stolz des Kindes auf frei erfundene Reime und im sechsten vergnügt es sich, Reimworte zusammenzusuchen; fehlt ihm einmal ein solches, so erfindet es sich neue sinnlose Wortbildungen, um den Gleichklang herzustellen. Während dieser Junge sich mit einzelnen Reimwörtern begnügt, sind die Dichtungen der Nichte Shinns ein Beispiel für die Verwertung gelernter kleiner Liedchen beim Schaffen der Phantasie. Deutlich tritt hiebei die erotische Betonung hervor: sie singt mit drei Jahren von den Büchern ihrer zärtlich geliebten Tante, vom Onkel, der sich ihre besondere Zuneigung erworben:

»Überall die leinen Bücher
Die hoht (roten) Bücher, die wazz (schwarze) Bücher
Bücher, — la — la — la, la — la«[1]) und bemerkt hiezu »das Lied sein von wazz Bücher, wazz alle weg, wazz inwensig, wazz auswensig.« Und ein anderes:

»Überall der Ontell (Onkel) Jose (Josef)
Ontell Jose, un Tanty un Ruth Fenno Shinn (das Kind)
Die wazz Namen, die weiß Namen.
Die hoht Namen, überall sein Namen.« Autoerotik und Liebe zu den Personen, die ihm die stärkste Neigung entgegenbringen, machen das Kind zum Dichter. Auch mein Neffe drückte am Ende seines sechsten Jahres gern Freud und Leid seiner Seele im Versmaß aus; so sang er mitten im Spiele mit einer Stadt samt Marktplatz und Verkaufsbuden

[1]) Shinn, l. c. pag. 189.

(Milch, Wein usw.) folgende Verse, die in keinem seiner Bücher vorkommen:

»Meine Mutter gibt mir weder Bier und (= noch) Wein,
So trink' ich halt Wasser allein.
Vor der Milch tut's mir oft grausen,
Aber ich muß, wenn ich will Schokolade kaufen.«

Kurz nach seinem sechsten Geburtstag wandelt ihn zum erstenmal der Weltschmerz an: er improvisiert beim vergnügten Herabrutschen über eine Gitterstange:

»Vor drei Tagen
Wollt' ich mich fast erschlagen,
Weil die Welt mir nicht gefiel.«

Leider erfuhr seine Mutter nicht, aus welchem Grunde er Weltfluchtsgedanken hatte.

Daß das Spiel oftmals Anlaß zu dichterischen Versuchen gibt, ist naheliegend; von einem vierjährigen Mädchen stammt folgendes Liedchen, an dem es wochenlang festhielt:

»Puppe, Puppe klein,
Jetzt hab' ich dich genug getragen,
Du mußt jetzt schlaf'n fein,
Ich leg' dich in den Wagen.«

Mein Neffe begleitet sein Spiel mit der Eisenbahn gelegentlich mit freien Erfindungen, die der Kindersehnsucht, groß zu sein, entfließen:

»Wenn ich groß bin,
Wenn ich groß bin,
Werd' ich Ingenieur.

Weil ich klein bin,
Weil ich klein bin,
Geschieht mir dies Malheur.« —

(Die Eisenbahnbrücke war eingestürzt.) Und beim Marktspielen:

»Kauft's Eier, kauft's Eier,
Damen und Wei(b)er!«

Selbst im Streite der Kinder hören wir manchmal Verszeilen, die uns lebhaft mahnen an die »Trutzliedeln« der

Bauernburschen; zwei etwa sechsjährige Buben, deren Faustkampf von der Mutter unterbrochen worden und die auch räumlich getrennt in Zimmer und Veranda gehalten wurden, setzten ihren Streit wenigstens in Worten fort:

»Du Esel, blöder Esel.« — »Du Besel, struppiger Besel«.
»Du bist ein dummer Aff.« — »Dafür bist du ein Laff.«

Volkspoesie und Kinderreime atmen denselben Persönlichkeitsduft, alles ist Gefühlston, aufgebaut auf dem konkreten Vorstellungskreis des Dichtenden. Dem starken Drang nach Symbolisierung begegneten wir schon in den Monologen der Drei- und Vierjährigen, da sie die Personen ihrer Umgebung je nach ihrer Stimmung mit den Namen der verschiedensten Dinge belegten.

IX. Die Träume.

In Bog. Goltz' »Buch der Kindheit«[1]) findet sich folgende Stelle, aus der ein tiefes Verständnis des Autors für die infantile Seele und ihre Beziehungen zum psychischen Erleben des Erwachsenen berichtet: »Kinderträume sind nicht bloß merkwürdig durch die Art und Weise, wie in ihnen Lieblichkeit und Ungeheuerlichkeit in eins gebildet werden durch die Liebhaberei der Kinderseele an wüsten Räumlichkeiten, fabelhaften Bauwerken, finsteren Seen, Urwassern, ägyptischen Dekorationen und chaotischen Szenerien, sondern auch nicht selten durch die Art, wie der erwachende Verstand die Formen zu reflektieren beginnt, in denen die sittliche und intellektuelle Welt verkehrt. Für die Symbolik des Traumes könnten die Kinderträume den interessantesten Stoff liefern, wenn die Philosophen den Traum der Kinderseele in Schlaf und Wachen nicht so geschwinde vergäßen.« Der Kindertraum spricht die Wünsche und die Sehnsucht des kleinen Herzens, die der Tag unerfüllt gelassen, mit rührender Offenheit ungeschminkt aus; kaum daß er ihnen dann ein Mäntelchen umgibt, wenn es

[1]) Goltz, Buch der Kindheit, pag. 263—264.

gilt, die Blößen zu decken, aus denen uns das sexuell-erotische Moment mit der ganzen Kraft der kindlichen Sinnlichkeit entgegenleuchtet. In dem Maße, als die Erziehungseinflüsse ihre Wirkung ausüben, indem sie das Kind den Unterschied zwischen Erlaubtem und Verbotenem erkennen und sich ihrem Zwange unterwerfen lehren, wird auch der Traum komplizierter. Das Unbewußte beginnt seine Arbeit, den Trauminhalt zu entstellen, damit er vor der strengen Zensur des eigenen Bewußtseins und mehr noch der der Eltern bestehen kann, denen das Kind vertrauensvoll mitteilt, was es in nächtlichem Geschehen erlebt. Und je abweisender sich jene Zensoren gegen anstößige Träume verhalten, die allzu unverhüllt des Kindes Interessen aussprechen, je mehr Unterdrückungsarbeit das kindliche Gemüt während seines Tagesspiels zu leisten hat, desto stärker trägt der Traum dem ursprünglichen Wunschgedanken, dem er Erfüllung bringen will, fremde Farben auf. Wie die Abziehbilder der Kinder ihr wahres Farbenspiel nur ahnen lassen unter der deckenden Schichte, die sie ans Papier heften soll, so umgibt der Traum den Kern des Wunsches mit einem Firniß, der eben nur so viel durchscheinen läßt, daß der in der Traumdeutung Geübte den rechten Zusammenhang erfaßt. Dem Laien aber dünkt es unbegreiflich, wie die Kinderseele solche Traumgebilde gestaltet, und sie setzen diesen »Unfug« mehr auf das Konto einer durch Märchen überhitzten Phantasie, als dies der Wirklichkeit entspricht. Was das Kind aus den Märchen in seine Traumwelt verwebt, kommt nur einfach seinen Tageswünschen entgegen, die sich auch ohne Märchengestalten in lustvolle Realität wandeln wollen. Freud hat in seiner klassischen »Traumdeutung« eine Reihe harmloser Kinderträume angeführt, deren Wunschsinn auf der Hand liegt. Wenn einem Kinde der Obstgenuß aus hygienischen Gründen versagt wird, so ist zu erwarten, daß es sich im Traume an den verbotenen Früchten gütlich tut. Und im Traume die Schokolade zu genießen, welche von der Mutter mit Rücksicht auf das Übermaß der an einem Tag erlebten Freuden dem kleinen Leckermäulchen vorenthalten worden, scheint dem Kinde ein

gerechter Ausgleich von Willkür und Recht. Ein wenig komplizierter ist folgender Traum eines vierjährigen Mädchens, das keine Milchspeise essen will: »Ich hab' geträumt, wir waren im Prater (ein sehnlicher Wunsch der Kleinen) und dort bin ich im Ponnywagen gefahren und ich wollte gar nicht aussteigen. Und dann hat mich die Mama auf den Schoß genommen und ich hab' einen ganzen Teller voll Milchreis gegessen. (Belohnung der Mama für die Praterfahrt.) Und dann ist mir so schlecht geworden und ich hab' alles wieder gebrochen«, und nach einigem Zögern »es tut mir noch immer der Magen weh!« Wir erkennen in solchen Träumen die Absicht des Kindes, die Mutter von der Unmöglichkeit, Milchspeisen zu essen, zu überzeugen; daneben die scheinbare Willfährigkeit, mit der die kleine Schlaue die mütterlichen Liebesbeweise belohnt, also wieder ein deutlicher Wunsch: Gib mir Zärtlichkeit und Liebe, dann tu ich dir etwas zu Gefallen, aber nur e i n m a l, denn er kommt mich zu teuer zu stehen! Endlich bürgt dieser Traum dem Kinde dafür, daß es an dem Tage, da es nachts zuvor Magenschmerzen gehabt, sicher nicht neuerdings mit Milchspeise gequält werde.

Die Träume der Erwachsenen lassen sich nach ihrem sinn- und zweckverwandten Inhalt in gewisse Gruppen sondern, Bequemlichkeits-, Verlegenheits- (Exhibitions-), Angstträume; ferner die typischen Träume des Treppensteigens über unendliche Stiegen, vor denen schließlich ein Abgrund gähnt und die mit dem unvermeidlichen Sturz in die Tiefe enden, Flug- und Kletterträume und endlich die Träume von unendlichen Wasserflächen, von sumpfigen Wiesen, Eisschollen, Träume, die der Laie gewissen äußeren Einflüssen auf den Schlafenden zuschreibt. Viele dieser Schlaferlebnisse Erwachsener reichen in die früheste Kindheit zurück, nicht allein insofern, als in jedem Traum unerfüllte verdrängte Kinderwünsche neben aktuellen der Gegenwart zum Ausdrucke kommen, sondern viele von ihnen sind bloß oftmalige Wiederholungen von Kinderträumen, angepaßt an das Tagesleben der Gegenwart. Es gibt unzählige Kinder, die ein kleines

nächtliches Vergehen damit entschuldigen, sie hätten geträumt, sie säßen auf dem Topfe; und sie können nicht begreifen, daß das von den Eltern nicht gewürdigt werde. Zwei kleine Mädchen von vier und sechs Jahren, die im Schlafe die Hände gern unter die Decke steckten, wollten nicht einsehen, warum ihr Vater sie mit einem Klapse weckte, da sie doch nichts dafür könnten, wenn sie im Schlafe die kalten Hände wärmen wollten. Der Traum gibt im einen wie im anderen Falle die Freiheit zu verbotenem Tun, Enuresis nocturna wie nächtliche Onanie bringen dem Kinde Lustgefühle, die Scham und Furcht vor Strafe am Tage verwehren. Im Kinderleben spielen die Angstträume eine besondere Rolle; wilde Tiere, die das Kind angreifen oder verfolgen, Diebe und Mörder, die es bedrohen, bringen regelmäßig neben einem latenten Traumwunsch auch den unverhüllten zum Ausdruck, von den Eltern ins Bett genommen zu werden. Shinns[1]) Nichte schrie im zweiten Jahre wiederholt im Schlafe auf, »beruhigte sich aber, so wie die Tante sie zu sich ins Bett nahm«. Ja, es genügte bei ihr, wie bei Darwins[2]) Töchterchen, das Auflegen einer linden Hand, um ihr Wimmern im Traume verstummen zu machen. Es ist natürlich, daß ihr zur Erfüllung dieses Wunsches die Ausnützung schreckhafter Tageserlebnisse sehr zur statten kam. So träumte die Kleine zu Ende des dritten Jahres von einem Bullen, der sie bedrohte; (es war tatsächlich einmal ein solcher seinem Führer ausgerissen und in die Veranda eingedrungen). Dieses Traumbild hielt sie zwei Monate lang fest und behauptete trotz aller Entgegnungen der Erwachsenen, daß ein Bulle nachts in ihr Zimmer gekommen. Vom vierten Jahre ab haben die Träume des Mädchens einen stark sexuellen Charakter, was in unmittelbarem Zusammenhang damit steht, daß es im Schlafzimmer der Eltern schläft. »Es wachte aus einem Traume auf, kroch verzweifelt zur Mutter ins Bett, auch wollte sie sich durchaus nicht wieder in ihr eigenes Bettchen legen lassen, weil ,böse Männer', wie sie meinte, im

[1]) Shinn, l. c. pag. 466—451.

[2]) Darwin, Biographical Sketch of an Infant, pag. 79.

Zimmer seien; Papa hätte es gesagt. Dann kletterte sie zu diesem hinüber und schmiegte sich eng an ihn.« Es ist für den in der Traumdeutung Geschulten recht durchsichtig, wer der »böse Mann« gewesen und warum die Kleine nicht bei der Mutter liegen geblieben, sondern zum Vater geklettert war. Ein ähnlicher Zusammenhang liegt Träumen zu Grunde, wie sie Sully[1]) und Scupin[2]) anführen. Der erstere berichtet von einem kleinen Knaben, der seine Mutter bat, ihn nicht in einem gewissen Zimmer schlafen zu lassen, »weil so viele (nat. böse) Träume in dem Zimmer wären«. Aus einem Angsttraum von einer Spinne, die ihn beißen wollte, fuhr der kleine Scupin im letzten Monat des dritten Jahres mit dem Rufe »In Mamas Bettel« auf und im siebenten Monat des vierten Jahres träumte er während des Mittagsschläfchens von einem Manne, der ihn ins Auge gestochen. Das Auge ist nicht allein an sich eine erogene Zone, sondern es tritt auch oft in Stellvertretung einer anderen, nämlich des Gesäßes (speziell des Anus), in Phantasien und Traumbildern auf. Da der Traum im siebenten Monat des vierten Jahres, die sprachliche Neubildung Klastiedel (= Klystier) vier Monate früher im Tagebuch notiert ist, so dürfte jener eine Irrigationsphantasie bedeuten. In diesem Erlebnis betätigt sich also wahrscheinlich das analerotische Interesse neben rein sexuellen Phantasien, anknüpfend an Beobachtungen in dem mit den Eltern gemeinsamen Schlafraum.

Im 8. Monate des sechsten Jahres[3]) macht sich das Traumleben des kleinen Jungen eine Beinhautentzündung zunutze, um wieder eine Angriffsszene ins nächtliche Erleben einzuschmuggeln: »Ein Mann mit einer Hacke«, erzählt der kleine Ernst Wolfgang, »sei an sein Bett gekommen und habe ihm ins Gesicht gehackt — schnell habe er die Augen aufgemacht, um nicht weiter von dem bösen Mann zu träumen, da sei aber gar keiner dagewesen, nur der Zahn habe an der Stelle, wo der Mann hingehackt hatte, so weh getan«. Der

[1]) Sully, l. c. pag. 87.

[2]) Scupin, l. c. I. 206, II. 57.

[3]) Scupin, l. c. II. pag. 201.

»Leibreiz« liefert den fruchtbaren Boden, auf den das Unbewußte verdrängte Vorstellungen und Wünsche des Tages verpflanzt.

Eine eigentümliche Rolle fällt in Kinderträumen kleinen, ja winzigen Tieren zu; einerseits befriedigt der Traum damit die infantile Vorliebe für solche Lebewesen, anderseits verabsäumt er nicht, gerade von ihnen das Kind oder noch häufiger geliebte Personen bedrohen zu lassen. Shinns[1]) Nichte träumte mit fünfeinhalb Jahren von grünen Ameisen mit einer Art keulenförmiger Fühler; »mit einem von ihnen habe sie Mamas Kopf getroffen und ihn umgeknickt; dann hätte sie gebeten, die Mama doch nicht tot zu machen, was die bösen Tiere auch nicht getan hätten. Zuletzt hätte sie gebeten, sie möchten der Mutter den Kopf wieder aufsetzen; das geschah auch und Mama war wieder wohl«. Dieser Traum enthält klare Todeswünsche gegen die Mutter, eine sexuelle Note liegt vermutlich in den keulenförmigen Fühlern, die zum Angriffe dienten. Vielleicht verleiht die leichte Beweglichkeit dieser Organe Käfern und Ameisen die ausgesprochen sexuelle Bedeutung; sicher ist, daß gerade die letzteren häufig in den Angstträumen der Kinder vorkommen; auch mein Neffe berichtete einen solchen, der aber leider nicht genau aufgezeichnet wurde.[2]) Wie das Kind verbotenes Tagestun in Angstträume verwebt — der Laie sieht in ihnen die Macht des bösen Gewissens — zeigt ein anderes interessantes Beispiel aus dem Schlafleben der kleinen Shinn. Mit fünf Jahren[3]) träumt sie, »Soldaten wären gekommen, sie zu töten, weil sie gesagt habe, sie wolle etwas stehlen. ‚Als ich aber sagte, ich brauchte gar kein gedörrtes Obst zu nehmen, ließen sie mich gehen‘.« Tagesanknüpfung war der Besuch einer Obstdörre, in der sie sich nach Shinns Vermutung »durch ein nicht ganz gesetzmäßiges Mittel« einige Stücke angeeignet haben dürfte. Der Traum spricht charakteristischerweise nur davon, daß sie gesagt hätte, stehlen zu wollen,

---

[1]) Shinn, l. c. pag. 450.

[2]) Vgl. hiezu Sully, l. c. pag. 87, Traum eines zweijährigen Mädchens von Ameisen.

[3]) Shinn, l. c. pag. 450.

indes er ihr gewiß die Realität geschenkt hatte; er bedient sich also selbst der Lüge, um ihr Freiheit des Genusses und obendrein Straflosigkeit zu sichern.

Neben der Fülle von Angstträumen beleben eine ganze Reihe »schöner« Träume den Kinderschlaf; es sind, wie ich schon erwähnte, die reinen, unverhüllten Wunschträume harmlosen Inhalts, aber auch solche, in denen sich offenkundig erotisches und sexuelles Sehnen ausspricht; der kleine Scupin träumt nach Ankunft in der Sommerfrische vom siebenjährigen Knaben des Försters, »zu dem er eine besondere Zuneigung zu empfinden schien«. Meinen Neffen beschäftigt im sechsten Jahre im Traume lebhaft das Problem der Nacktheit; er fordert in demselben das Dienstmädchen auf: »Johanna, zeig mir deinen Popo!« und fügt bedauernd hinzu: »Aber sie hat es nicht getan«; vermutlich versagte der Traum aus Mangel an der richtigen Vorstellung die volle Gewährung, indem er die kleine Freundin Maxens plötzlich auftreten läßt, was aus dem Schlusse des Traumberichts »Und dann war ich bei der Erna« hervorgeht.

Es gibt noch andere Kinderträume, die den Menschen durch sein ganzes Leben begleiten, nicht in der Erinnerung, sondern in tatsächlichem Wiedererleben. Ich meine die Stiegenträume. Die psychoanalytische Forschung hat aufgezeigt, daß es sich in solchen Fällen beim Erwachsenen stets um Koitusphantasien handelt. Da aber auch Kinder, denen erwiesenermaßen jede Gelegenheit zur Beobachtung des Sexualaktes fehlt, häufig aus solchen Traumbildern aufschrecken, so muß hier noch eine andere Erklärung möglich sein. Meines Erachtens meldet sich beim Kinde im allgemeinen in solchen Kletterträumen die Muskelsexualität zum Worte. All die unzähligen lustvollen Versuche des Kindes erst beim Stehen- und Gehenlernen, dann beim Klettern — das überdies eine prächtige Gelegenheit zur Onanie bietet — prägen sich der Kinderseele durch die sexuelle Note fest ein und der alles gewährende Traum gibt auch hier im Übermaße, was die Sitte des Tageslebens verwehrt. Auch Exhibitionsträume fehlen in der frühesten Kindheit nicht, aber sie

reden ihre Sprache deutlich. Ein fast sechsjähriges Mädchen träumt, daß es mit der Mutter — beide bloß mit dem Hemde bekleidet, weil die Hitze so groß gewesen sei — im Garten gespielt habe, und sie berichtet den Traum ohne Spur von Verlegenheit.

Lange Zeit bleibt der Kinderseele der Traum ein reales Erlebnis und der Zeitpunkt, zu welchem ihr das richtige Verständnis reift, er sei bloß ein holder Wahn, ist vom Grade der Intelligenz und der Phantasie des Individuums abhängig. Natürlich hält das Kind an der Wirklichkeit jener Träume, die eine offenkundige Wunscherfüllung enthalten, zähe fest; dagegen läßt es sich gern bei Angstträumen von der Irrealität des nächtlichen Erlebnisses überzeugen, ohne daß deshalb das Unbewußte auf sie verzichtete.

Wenn die Erwachsenen sich die Mühe nähmen, ihre eigenen und ihrer Kinder Träume zu studieren, fänden sie wohl manchen Keim, vor dessen Wachstum sie die infantile Seele schützen wollten.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.